



Die Alte Kirche Schwamendingen

Die Alte Kirche Schwamendingen

Geschichte
Renovationen
Archäologie

2. komplett überarbeitete und ergänzte Auflage. Zürich 2006

Inhaltsverzeichnis

Seite 2	Vorwort
Seite 7	Geschichte Schwamendingens und seiner Kirche
Seite 8	Die Bedeutung des Kehlhofes
Seite 10	Die St.-Niklaus-Kapelle und das kirchliche Leben
Seite 16	Alte Bräuche in der Region
Seite 19	Die Ziegelhütte
Seite 21	Die Herzogenmühle
Seite 22	Zur Strafe in die Trülle
Seite 24	Tabelle zur Geschichte
Seite 30	Die vier Glocken von 1877
Seite 32	Die Turmkugel
Seite 36	Die Fresken
Seite 38	Die Orgel
Seite 40	Die Chorfenster
Seite 48	Die Kirchengeräte
Seite 52	Die archäologischen Untersuchungen
Seite 54	Frühmittelalterliches Gräberfeld
Seite 64	Die romanische Kirche
Seite 68	Der gotische Neubau
Seite 73	Ausklang
Seite 74	Verzeichnisse

Vorwort

Nun liegt sie vor Ihnen: Die Neuauflage des Büchleins „Alte Kirche Schwamendingen...“. Inhaltlich entspricht die überarbeitete und ergänzte Auflage dem Büchlein aus dem Jahr 1976.

Sie erfahren darin mancherlei über die im Jahr 1270 erstmals urkundlich erwähnte St. Niklaus Kirche mit ihren immer wieder nötig gewordenen, zum Teil sehr einschneidenden Renovationen. Auch über bedeutende Pfarrer in der St. Niklaus Kirche Schwamendingen und solche, die aus irgendwelchen Gründen ins Zwielficht gerieten oder in Ungnade fielen, können Sie Spannendes nachlesen. Geschichtlich Interessierte finden zudem Wissenswertes über den Ursprung Schwamendingens vor über 1500 Jahren und über die Entwicklung von der einstigen alemannischen Siedlung „Swabendingen“ zum heutigen Stadtquartier.

Ich bedanke mich bei allen, welche in der Ausgabe vom Jahr 1976 die Grundlage für dieses Büchlein lieferten: Den Archäologinnen, Denkmalpflegern, Kunsthistorikerinnen, welche sich mit der Vergangenheit der Kirche auseinandersetzten und sie dokumentierten, sowie den Autoren und Autorinnen, welche aufgrund der wissenschaftlichen Unterlagen die Texte verfassten.

Mein Dank gilt aber auch jenen, die sich vehement für diese Neuauflage eingesetzt und zur Realisierung beigetragen haben; allen voran Erika und Roland Munz, Roger Tognella und Ernst Bühler; sowie der Kirchenpflege der evangelisch – reformierten Kirchgemeinde Schwamendingen für die Finanzierung der Neuauflage.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen des spannenden Werkes und beim Betrachten der darin vorkommenden Bilder und Zeichnungen.

Annelies Hegnauer
Präsidentin Kirchenpflege



Augustin und der heilige Norbert von Xanten

Die Kirche

Körperlich steht die Kirche als abgeschlossenes Werk da, möge sie nun auch als geistliches Werk in euren Herzen entstehen; und was wir hier als vollkommen erkennen in Stein, das möge in euch ebenso zur Vollendung kommen durch die Gnade Gottes als Baumeisterin.

Quod hic factum corporaliter videmus in parietibus, spiritaliter fiat in mentibus; et quod hic perfectum cernimus in lapidibus, hoc, aedificante gratia Dei, perficiatur in corporibus vestris.

Aus einer Predigt Augustins zur Einweihung einer Kirche in Karthago im Jahre 418.



Blick um 1730 von Schwamendingen gegen Wallisellen. Zeichnung aus der Sammlung Steinfels in der Zentralbibliothek Zürich.

Die Geschichte der St.-Niklaus-Kirche

Swuamund, Picho und das Grossmünsterstift

Von Walter Baumann, Wangen

Schwamendingen gehört zur frühesten Generation der alemannischen Siedlungen in der Schweiz. Ob nun ein Alemanne Swuamund hier seinen Speer in die Erde steckte oder ob der Ortsname mit Schwaben zu tun hat, was die 1230 verwendete Form «Swabendingen» vermuten lassen könnte, steht nicht mit Sicherheit fest. Die Endung «-ingen» lässt wahrscheinlich auf den Wohnort einer Sippe oder einer Gefolgschaft schliessen. Wie der Wulfilo von Wülflingen, der Andolf von Andelfingen, der Hethilo von Hettlingen wäre dann ein Swuamund der Begründer unserer Gemeinde gewesen. Die Endung «-ingen» verrät auch noch etwas anderes: Sie sagt uns, an welchen Stellen die Alemannen nach dem Jahre 476 über den Rhein kommend unser Land besiedelten.

Die Einwanderer folgten den Flusstälern. Je breiter ein Tal war, desto lieber nahmen sie Besitz. Sehr eindringlich zeigt dies die Aare-Limmat-Linie, wo die Ortsnamen Döttingen, Würenlingen, Siggingen, Wettingen, Weiningen, Engstringen, Wipkingen bis Hottingen den alemannischen Vormarsch belegen. Auffallenderweise folgten die Besiedler aber von Hottingen aus nicht dem Seeufer, sondern wichen nach Norden aus: Nach Zumingen (heute Zumikon), Ebmatingen, Esslingen und nach Schwamendingen.

Spätere Siedlungen, nach 600 entstanden, waren die «-hova», also Höfe, deren Namensendung sich später in «-ikon» verwandelte, und die in den noch bestehenden Lücken zwischen den Ingen-Dörfern entstanden. Sie standen stets in Beziehung zu grösseren Ingen-Siedlungen. Ein solcher Nachbarhof muss Oerlikon gewesen sein, das - soweit die Geschichte zurückreicht - immer eng mit Schwamendingen verbunden war.

Die geschriebene Überlieferung Schwamendingens beginnt mit einem «Picho, Sohn des Ertilo», der im 9. Jahrhundert dem Grossmünsterstift alles vermachte, was er in «Swamundinga» besass. So kam es, dass das Grossmünster vor 1000 Jahren im Besitz von allem Grund und Boden Schwamendingens war. Und wer damals das Land besass, dem gehörten auch die Leute, die darauf wohnten, und das Recht, dort einzugreifen, wo diese nicht friedlich miteinander auskamen. Daraus entwickelte sich die niedere Gerichtsbarkeit, die dem Grossmünsterpropst zustand. Das hohe oder Blutgericht lag seit jeher beim König, der es an die Gaugrafen weitergegeben hatte.

Siedlungszentrum in dem zum Teil recht sumpfigen Schwamendingen war offenbar die kleine Bodenerhebung auf dem heute die Kirche und der Kehlhof stehen. Der Kehlhof war der Ort, wo das Grossmünsterstift seine Rechte in Schwamendingen vertrat. Der heutige Kehlhof, ein vom Grossmünster errichtetes Gebäude, ist über 400 Jahre alt und auf den Fundamenten eines Vorgängers entstanden. In einem Erlass vom 22. Dezember 1554 erklärte der Propst: «Der kelnhof zuo Schwamendingen wird neüw gebauwen.» Darin wird weiter mitgeteilt, dass «zu statt dess alten brästhaften ein nüws hus gebowen werde, uff dess abgeschlissenen huses platz».

Die Bedeutung des Kehlhofes

Von Walter Baumann, Wangen

Sein Name kommt von Kellerhof, denn hier hatten die dem Grossmünster hörigen Schwamendinger im Frühling und im Herbst ihren Zehnten abzuliefern. Der Kehlhof und sein Inhaber erscheinen erstmals in einer Pergamenturkunde aus dem Jahre 929. Da wird eine Frau Wibilina als Tochter des Ruodbert genannt, welcher der «cellerarius zuo Swamundinga» gewesen sei.

Das Geschlecht der «Keller von Schwamendingen» wurde 1320 in die Bürgerschaft der Stadt Zürich aufgenommen und stellte im Laufe der Zeit viele Bürgermeister, Ratsmitglieder und Pfarrer. Zu den bedeutendsten Vertretern des Geschlechts gehörten Hans Jakob und Balthasar Keller, die Geschütz- und Statuengiesser Ludwigs XIV. und Ferdinand Keller, der Entdecker der Pfahlbaukultur. Auch die berühmte taubblinde Amerikanerin Helen Keller (1880-1968) bekannte sich zu diesem Geschlecht. Ihr Bruder bezeugte es in einem Brief, der heute im Ortsmuseum liegt. Obschon die Abstammung nicht lückenlos erbracht werden konnte, da bei Auswanderern oft die entsprechenden Unterlagen fehlen, wurde die Helen Keller-Strasse in Schwamendingen zu ihren Ehren benannt.

Zweimal im Jahr wurde zusammen mit der Zehntenabgabe im Kehlhof Gericht gehalten. Vorsitzender war der Grossmünsterpropst als Inhaber der niederen Gerichtsbarkeit. Das Maien- und Herbstgericht war aber nicht ein Gericht im heutigen Sinn. Nach alter alemannischer Tradition trafen sich alle grundbesitzenden Bauern unter der Linde. Die Dorfgesetze und Rechte (Dorffoffnung genannt) wurden verlesen und der Kehlhofer in seinem Amte bestätigt oder neu gewählt. Ein wichtiges Recht der Schwamendinger war der kostenlose Holzbezug aus den Zürichberg-Waldungen. Bei dieser Gelegenheit kamen auch Streitigkeiten zwischen den Bauern oder Vergehen gegen die Dorfgesetze zur Sprache. Anwesend war jeweils der Vogt von Kyburg, der damit symbolisch die gerichtliche Oberhoheit der Reichsgrafen und der späteren Reichsvögte vertrat.

Die St.-Niklaus-Kapelle und das kirchliche Leben

Von Walter Baumann, Wangen

Begreiflich, dass sich das Grossmünsterstift nicht nur um Zehnten und Eintracht ihrer Schwamendinger Eigenleute kümmerte. Als bedeutendes kirchliches Zentrum fühlte sich das Stift wohl von Anfang an auch für das Seelenheil ihrer Untertanen verantwortlich. Pichos Schenkung macht die enge Verbindung der Schwamendinger mit dem Grossmünster deutlich: Er vermachte seinen Besitz «pro suo omniumque suorum parentum remedio ad alimoniam fratrum», also für sein eigenes und aller seiner Vorfahren Seelenheil zum Unterhalt der Brüder des Grossmünsters.

«Schwamendingen und Oerlikon waren seit dem frühen Mittelalter in die Grossmünsterkirche pfarrgenössig. Ihr wurde 946 der Zehnten der beiden Orte zugesprochen, bei welcher Gelegenheit Oerlikon - Orlinchova - zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. An beiden Orten standen schon 1270 Filialkapellen, und der Leutpriester der Propsten bezog Einkünfte von den Widumgütern», stellte der Historiker Paul Kläui fest.

In der Tat ersuchte Heinrich Manesse, Propst am Grossmünster, den Bischof von Konstanz, zu dessen Bistum Zürich damals gehörte, am 17. Oktober 1270 um Erhöhung der Vice-Leutpriester-Zahl und um neue Festsetzung der Pfarrer-Einkünfte. Aus diesem Gesuch geht hervor, dass der zuständige Prediger schon damals Einkünfte aus dem Schwamendinger Widum hatte. Ein Widum war ein der lokalen Kirche gestiftetes Gut, dessen Erträge der Besoldung des Pfarrers «gewidmet» war. Es setzte das Bestehen einer Kirche voraus. Wann diese wirklich gebaut wurde, lässt sich aus den Akten nicht mehr ermitteln. Ein Schwamendinger Widum soll schon im Jahr 1000 bestanden haben. Die ursprünglich wohl kleine Kapelle - sie stand an der Stelle der heutigen Kirche unmittelbar beim Kehlhof - war dem hl. Niklaus geweiht und von Anfang an ein Filialhaus des Grossmünsterstifts. Auch Oerlikon gehörte zur Schwamendinger Niklaus-Kirche. Der

Kirchendienst wurde von Zürich aus versehen, die Geistlichen bekleideten meist zugleich eine Lehrstelle am Carolinum. Das Absteigequartier des vom Grossmünster entsandten Leutpriesters befand sich im Kehlhof, wo dem Pfarrer zwei Stuben zur Verfügung standen. An hohen kirchlichen Feiertagen hatten die Schwamendinger den Gottesdienst im Grossmünster zu besuchen.

Bedeutende Pfarrherren in Schwamendingen

Von Walter Baumann, Wangen

Im Verlaufe der Zeit hatten die Schwamendinger eine lange Reihe von bedeutenden Pfarrern. Unter ihnen seien Zwinglis Schwiegersohn *Rudolf Gwalter* (1541-1542), *Johann Rudolf Zeller* (1668-1670), der frühere Hofprediger des Pfalzgrafen von Zweibrücken, *Andreas Pestalozzi* (1716-1726), Johann Heinrich Pestalozzis Grossvater, *Julius Schmid* (1869-1873), späteres Mitglied der SBB-Generaldirektion, herausgegriffen. Noch in bester Erinnerung ist *Adolf Maurer* (1883-1976), der 1913-1929 in Schwamendingen amtierte, sich als Schriftsteller einen ausgezeichneten Namen machte und in Brüttisellen in hohem Alter starb.

Auch einige ungewöhnliche Pfarrerschicksale hat unsere Kirchengeschichte zu verzeichnen:

Nicolaus Steiner (1532-1534) musste wegen Intrigen abgesetzt werden. *Peter Kindlimann* (1660-1661) wurde nach seiner Tätigkeit in Schwamendingen Pfarrer in der Predigerkirche, wo er während der Synodalpredigt starb. *Johann Heinrich Burkhardt* (1710-1713) wurde wegen Ehebruchs abgesetzt. Da er sich später der Entwendung fremder Gelder schuldig gemacht hatte, wurde er in Zürich an der «Stud» öffentlich ausgepeitscht. *Johannes Meyer* (1833) war der erste von der Kirchgemeinde gewählte Pfarrer. Er starb aber, bevor er sein Amt antreten konnte. *Johannes Bohl* (1873) war Pfarrhelfer, fühlte sich bei der Wahl übergangen und begab sich als Redaktor nach Berlin.



Bild oben:
Chor der Alten Kirche Schwamendingen in der Zeit
zwischen den Renovationen 1782 und 1885.

Das Gerangel um die Kirchenstühle

Von Erika Munz, Dübendorf

Bei der Renovation 1782 wurde eine neue Bestuhlung eingebaut. Es standen nun neben den Bänken 86 reservierte Stühle im Chor und auf der Empore zur Verfügung, die der Landschreiber zu numerieren hatte. Die ersten 22 Stühle waren für besondere Amtsinhaber bestimmt: Untervogt, Ober- und Unterdorfmeister, Ehegaumer, Pfarrer, Sigrist, Säckelmeister, Weibel, Weg- und Glattknechte sowie Göttis. Die restlichen 64 Stühle sollten nach dem Willen der Schwamendinger auf die 16 Besitzer der Huben (Güter) aufgeteilt werden: Vier Stühle für jeden.

Den Einwohnern der kleinen Gemeinde Oerlikon war der Besuch der Schwamendinger Gottesdienste seit Generationen gestattet. An die Renovationen von Kirche und Turm und an die Glocken hatten die Oerlikoner aber nie auch nur einen Heller bezahlt. Jetzt sollten ihnen 15 Kirchenstühle geschenkt werden? Nach Meinung der Schwamendinger hatten sie Platz genug auf den Bänken. Der damalige Pfarrer Fäsi wollte es mit den Gemeindegliedern aus dem Nachbardorf nicht verderben und erklärte Neutralität. Dies wurde ihm hier sehr verübelt und viele liessen sich in der Kirche lange nicht mehr blicken.

Die Regierung hat dann entschieden, den Oerlikern seien 16 Stühle abzutreten: 8 unter und 8 auf der Empore. Zur Unterscheidung waren diese rot anzustreichen! Dafür aber mussten sie dem Kirchengut 1783 satte 130 Gulden in bar bezahlen. Beide Parteien fanden sich damit ab, und der monatelange Krieg um die Kirchenstühle fand ein Ende!

1834 wurden den Hubenbesitzern die Stühle für je 8 Franken abgekauft und Jahr für Jahr in der Kirche neu versteigert. Allerdings bei stetig sinkender Nachfrage. Nachdem 1849 noch 34 Franken zusammen kamen, wurden die Ganten eingestellt. Fortan wurde nicht mehr um die Kirchenstühle gestritten und jedermann darf sitzen, wo es ihm beliebt.

Das Schwesternhaus auf dem Zürichberg

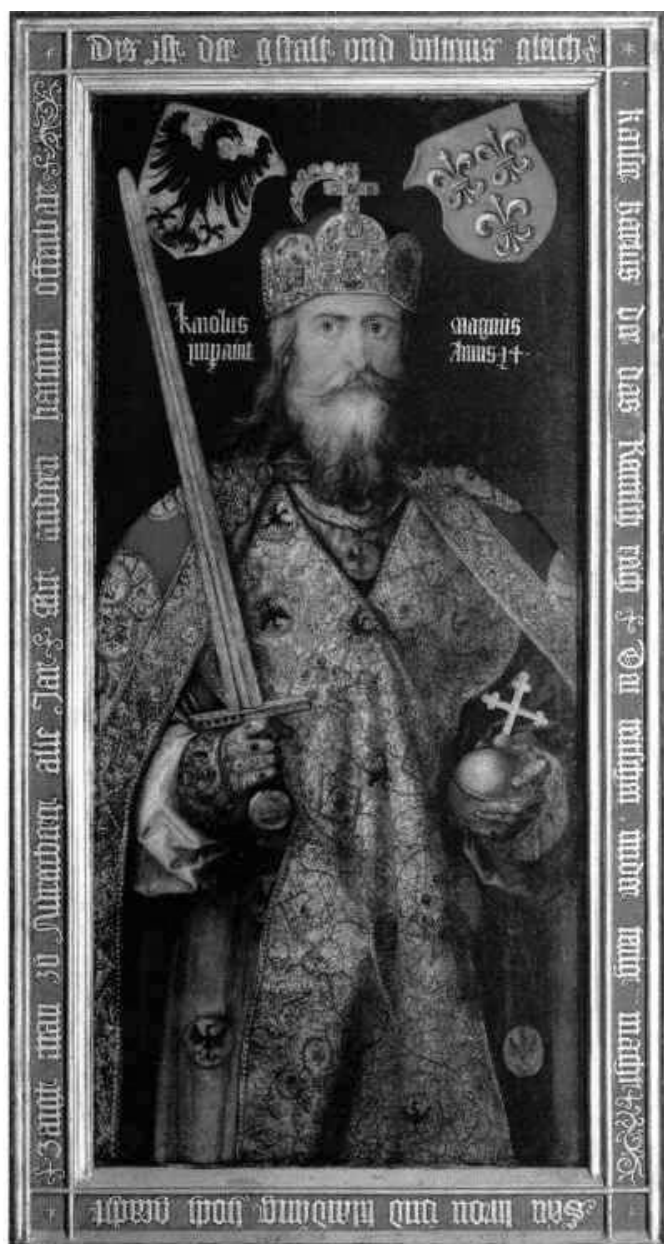
Von Walter Baumann, Wangen

Zum kirchlichen Leben Schwamendingens gehörte vor der Reformation auch das «Schwesternhaus», das sich etwas oberhalb des Bocklers im Wald befand. Als letzter Zeuge ist an der Stelle der einfachen Klausur heute noch ein roh behauener Rinnstein anzutreffen. Als Niederlassung der Nonnen aus dem III. Orden des heiligen Franziskus ist das Schwamendinger Schwesternhaus 1449 erstmals urkundlich erwähnt. Über seine Entstehung wissen wir nichts. Ähnliche Häuser dieses Ordens gingen bis auf den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück.

Viele Klöster konnten damals die Menge der Zuströmenden nicht mehr fassen. Ausserhalb der strengen Ordensregeln entstanden deshalb da und dort Gemeinschaften, die sich (nach ihrem Stifter Lambert de Begue aus Lüttich) Beguinen und Begharden nannten. Sie bildeten eine halb weltliche, halb klösterliche Vereinigung, trugen eine besondere Kleidung, gelobten Keuschheit und Gehorsam für die Zeit ihres Aufenthaltes im Ordenshaus. Sie konnten aber jederzeit austreten und sich verheiraten. Vielerorts wurden sie auch Waldschwestern und Waldbrüder genannt. Die Beguinen und Begharden widmeten sich vor allem der Krankenpflege. Als Beispiel mag das «Bruderhaus» im «Winterthurer walld» gelten, von denen es in einer Chronik heisst: «Die selben Bruder haben auch muessen zu den kranken gan, es waerind rich oder arm, in der statt und uff dem Lannd.»

Von den Schwamendinger Schwestern weiss man, dass sie 1466 bis 1483 ein Haus an den Oberen Zäunen in Zürich besaßen. Sie erhielten noch kurz vor der Reformation einige Vermächtnisse und bezogen Zinsen in Zürich und Wollishofen. Wie frei die Schwestern waren, beweist ihre Anwesenheit am Zürcher Freischiessen 1504: Bei der öffentlichen Lotterie trugen sich in das Buch ein: Klein Annli Karrer, Schwöster zu Schwamendingen und Annli Billiter (Tochter von Cuonrat Billalter von Zürich) im Schwesterhus zuo Schwamendingen. Ein gemeinsamer Eintrag lautete: «die Schwestern zu Schwamendingen oder ihr Pfleger». Bis 1524 war der Pfleger ein gewisser Hans Berger. Am 17. November des selben Jahres wurde das Schwesternhaus im Zuge der Reformation aufgelöst und Haus, Hofstatt und Baumgarten samt allem Zubehör an einen Jörg Köberlin verkauft.

Das Areal wo das Frauenklösterchen stand heisst noch heute «Schwösterbungert». Bungert bedeutet Baumgarten. Auch der Name «Frauenbrünneli» hat sich noch erhalten. Bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts blieb der Schwesternplatz Wiesland, später wurde er mit Lärchen bepflanzt. Die zahlreichen Kirschbäume, die jetzt noch in dieser Gegend vorkommen, sind wohl die letzten lebenden Zeugen des ehemaligen Baumgartens der Schwamendinger Beguinen.



Kaiser Karl der Grosse

Alte Bräuche der Region

Von Erika Munz, Dübendorf

Bächtelistag

Am 2. Januar war es Brauch, die Kinder mit einem Holzscheit oder einem Geldstück, der «Stubehitze» als Beitrag an die Heizkosten, auf die Zunftstuben nach Zürich zu schicken. Sie erhielten dafür Gebäck und oft auch einen Kupferstich. Die noch heute an den «Stubeten» von gemeinnützigen Gesellschaften herausgegebenen Neujahrsblätter gehen auf diesen Brauch zurück.

Der XX. Tag

Bis 20 Tage nach Weihnachten waren die Pfändungsrechte eingestellt, damit niemand in der Festandacht und den Neujahrsfeiern von den Gläubigern gestört werde. Diesem schönen Brauch entsprechen die heutigen Betreibungsferien, die aber nur noch bis zum Bächtelistag dauern.

Carolus- Tag

Am 28. Januar gedachte man Kaiser Karl des Grossen, der oft in Zürich Hof gehalten hat. An diesem Tag im Jahre 814 soll er an einem starken Fieber gestorben sein. Er liess am Ort der Hinrichtung von Felix und Regula die Wasserkirche bauen und er hatte das Grossmünster und seine Stiftsschule gegründet. Mit einer lateinischen Rede im Hörsaal des Stiftes und einer Nachtmahlzeit in der Konventsstube der Chorherren wurde die Feier begangen. Dazu wurden alle Pfarrherren der Stadt eingeladen und ein spezielles Semmelbrot gereicht, wie es auch Karl geschmeckt haben soll.

Eschermittwoch

Papst Gregorius Magnus hat angeordnet, dass an diesem Tag die im Vorjahr geweihten Palmzweige verbrannt, die Asche geweiht und den Gläubigen auf die Häupter gestreut werden soll. Dabei hat der Geistliche zu sagen: «Memento, quia cinis es et in cinerem converteris», d.h. gedenke, dass du Asche bist und wieder zu Asche verwandelt wirst.

Es wird erzählt, dass Prochetus, der Erzbischof von Genua und der Gibellinen, einst zu Papst Bonifacius VIII. kam und ihn um die heilige Asche bat. Dieser sagte zu ihm: «Gedenke, dass du ein Gibelline bist und mit den Gibellinen zu Asche verwandelt wirst», worauf er die ganze Schüssel voll Asche dem Erzbischof ins Gesicht geworfen habe...

Ostermontag

Wurde wie ein gewöhnlicher Sonntag begangen. Man hielt an diesem Tag jedoch üppige Mahlzeiten ab, die hauptsächlich aus Eiern, süssen Fladen und Kuchen bestanden. Speziell die Kinder hatten ihren Feiertag, auch «Zimpfeltag» genannt. Auf den Strassen sangen die Schüler ein lateinisches Lied, worauf alle Knaben und Mädchen von Haus zu Haus gingen und Eier sammelten. Auch die Taufpaten wurden um Spenden angegangen. Nachher sassen sie zum «Österlen» zusammen und assen die Eier.

Später schenkte man gefärbte Eier oder versteckte sie im Garten und liess die Kinder sie suchen. Dies nannte man «den Osterhas jagen». Meistens assen die Kinder an Ostermontag bei ihren Taufpaten oder bei den Grosseltern zu Mittag.

Osterdienstag

An diesem Tag feierten die Erwachsenen auf «Lustpartien», obwohl sich dies mit den Versprechen beim heiligen Abendmahl nicht recht reimen wollte.

Die Ziegelhütte

Von Walter Baumann, Wangen

Im Mittelalter waren die Häuser auf dem Lande meist mit Schindeln oder Stroh bedeckt. Erst anfangs des 16. Jahrhunderts fanden Tonziegel auch ausserhalb der Städte Verbreitung.

Am 24. Februar 1543 erhält ein Heini Hüwiner aus Bassersdorf von den Stiftspflegern des Grossmünsters die Erlaubnis, oberhalb des Dorfes Schwamendingen, zwischen Strasse und Waldrand am Bach, ein Wohnhaus zu bauen. Dort steht die «Ziegelhütte» heute noch. Hüwiner hatte am Waldhang dahinter «gar guoter Leim» gefunden und bereits einen Ofen und eine Hütte für die Ziegelbrennerei aufgestellt. Zusammen mit seinen beiden Söhnen Heinz und Thomann betrieb er nun das Gewerbe der Ziegelbrennerei.

Die Ziegelhütte und das zugehörige Gewerbe wurden vorerst nur auf Zeit verpachtet, in der Regel auf ein Jahr. Dem Grossmünster hatte der «Ziegler» einen jährlichen Pachtzins von 6 Pfund abzuliefern. Für das Weiderecht seines Pferdes auf der Allmend musste er der Gemeinde 5 Pfund bezahlen und zudem den Schwamendingern die Ziegel zu einem Vorzugspreis anbieten.

In den ersten Jahren gab es häufig Reklamationen wegen Waldschäden durch unvorsichtigen Lehmabbau. Nun wurde Hüwiner genau vorgeschrieben, wie weit er seine Lehmgrube ausdehnen durfte. Für die Transporte hatte er sich fortan an die befestigten Strassen zu halten und die Kuhgatter stets zu schliessen. Es war für ihn oft schwierig, das notwendige Holz für seinen Brennofen aufzutreiben. Nach den Weisungen des Stiftes sollte er nur «altes, abgeschlissenes, unnützes, brüchiges Abholz» verwenden, das er den Hubgenossen abkaufen musste.

Im Jahre 1561 verkaufte Hühwiler sein Gewerbe an Peter Bräm. Zusammen mit Bartli Rinderknecht stellte dieser ohne Bewilligung eine Scheune auf. Dafür musste er eine Busse von 5 Pfund und einen jährlichen Pachtzins an die Hubgenossenschaft bezahlen. Solange keine Wohnung eingebaut würde, dürfe die Scheune stehen bleiben, hiess es im Urteilsspruch. Bräm musste 1566 nochmals gebüsst werden, weil er ausserhalb der erlaubten Stelle Lehm abgebaut und den Hafnern in der Stadt verkauft hatte, noch dazu ohne Zins dafür abzuliefern. Ausserdem hatte er die Scheune trotz des Verbotes als Behausung ausgebaut. Auch damals gab es also schon Probleme mit den Bauvorschriften...

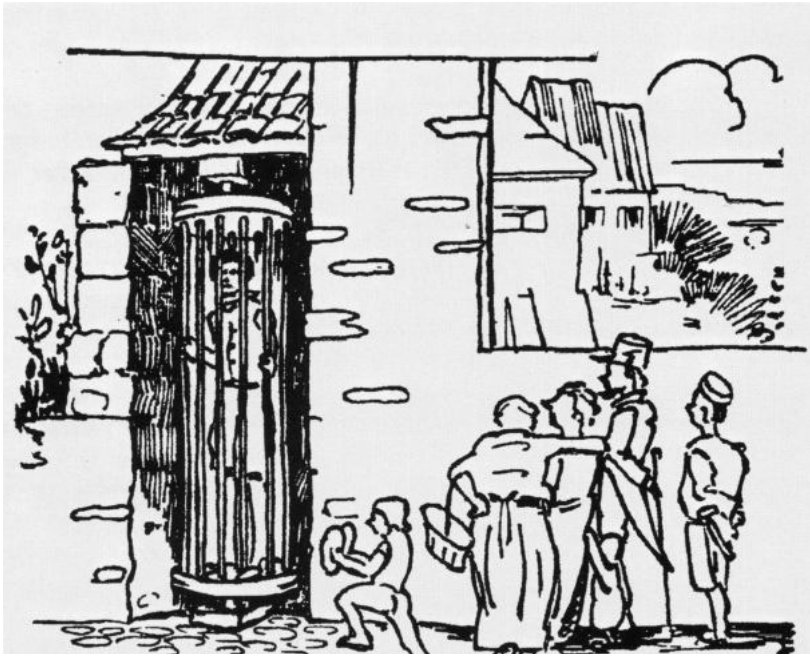
Auch die späteren Pächter der Ziegelei hatten immer wieder Streit mit den Hubgenossen und dem Grossmünsterstift. Das Brennholz war meist knapp und der Lehmabbau schädigte allzuoft den Wald. Erst im Jahre 1806 verkaufte die Stiftsverwaltung die Ziegelhütte an den damaligen Pächter und Zunfttrichter Jakob Büeler. Damit verbesserte sich die rechtliche Stellung des «Zieglers» deutlich. Von 1831 bis 1928 blieb die Ziegelhütte im Besitz der Familie Ochsner. Das Gewerbe wurde allerdings schon 1873 von der Ziegelfabrik Binz (Seebach) übernommen und der Betrieb kurz darauf stillgelegt. Weit über Schwamendingen hinaus ist die Ziegelhütte aber immer noch ein Begriff als Aussichtspunkt und beliebtes Restaurant.

Die Herzogenmühle

Von Walter Baumann, Wangen

Die Herzogenmühle ist eine uralte Siedlung. Mehr als 500 Jahre diente sie als Mühle und 100 weitere Jahre als Sitz verschiedener Textilunternehmen. Die Sage erzählt, der Name rühre daher, dass Herzog Albrecht von Österreich 1532 bei der Belagerung Zürichs hier sein Hauptquartier aufgeschlagen habe. Namen gebend war wohl aber die Müllerfamilie Herzog, die von 1370 bis 1430 die Mühle betrieben hatte und immer wieder versuchte, sich von Schwamendingen unabhängig zu machen. In den Dorffoffnungen um 1400 und 1533, die an den Gerichttagen jeweils verlesen wurden, ist festgehalten, dass die Schwamendinger verpflichtet seien, beim Herzogenmüller mahlen zu lassen, solange dieser seine Arbeit richtig mache. Dafür soll der Müller dem Kehlhofer zum Maiengericht (wohl als Zeichen seiner Unterwürtigkeit), einen Hut schenken und allen Bauern zu Weihnachten ein Viertel Mehl, das nach altem Brauch zu Weihnachtsbrot verbacken wurde.

Die Grenze zwischen der Grafschaft Kyburg und Schwamendingen bildete immer die Glatt. Nur die Herzogenmühle, rechts der Glatt gelegen, gehörte zu Schwamendingen. Eine Konfliktsituation entstand 1424 mit dem Ankauf der Grafschaft Kyburg durch die Stadt Zürich und der gleichzeitigen Ernennung Schwamendingens zu einer eigenen Obervogtei. Bei dieser Prozedur wurde die Mühle politisch der Gemeinde Wallisellen zugeschlagen, während die Kirchengössigkeit zu Schwamendingen bestehen blieb und später auch auf die Schule ausgedehnt wurde. Sowohl Wallisellen wie Schwamendingen haben im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verschiedentlich versucht, die unklare Situation, die offenbar schon zur Zeit der Müllerfamilie Herzog bestand, zu ihren Gunsten zu bereinigen. 1893 beschloss der Kantonsrat die gänzliche Angliederung der Herzogenmühle an Schwamendingen; aber auf eine Initiative Wallisellens hin wurde dieser Beschluss in einer 1894 durchgeführten Volksabstimmung wieder aufgehoben.



Holzschnitt einer Trülle
Reproduktion im Ortsmuseum Schwamendingen.

Zur Strafe in die Trülle

Von Erika Munz, Dübendorf

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ragte links der steinernen Kirchentreppe ein Pfahl aus dem Boden. Hier hatte früher eine «Trülle» gestanden, wie wir aus den ältesten noch erhaltenen Protokollen des «Stillstandes» erfahren.

Der «Stillstand» hatte für Anstand und Frieden zu sorgen. Er setzte sich aus dem Ehegaumer (Friedensrichter für Ehestreitigkeiten) und anderen Amtsinhabern zusammen. Bei Vefehlungen konnte er Verwarnungen aussprechen. Strafen sprach der Vogt aus. Eine solche Strafe war das «Trüllen». In einem zylinderförmigen Käfig wurde der Fehlbare so lange gedreht («gedrillt»), bis ihm übel war. Der oben genannte Pfahl war der «Zapfen», die untere Achse der Trülle, gewesen.

1752 baten die Vorsteher des Dorfes den Vogt um Erlaubnis, eine Trülle aufrichten zu dürfen. Man suchte ein Mittel, dem Holzfrevel der verarmten Leute zu begegnen. Der Drehkäfig wurde bewilligt und am 25. November 1752 aufgestellt. Bereits am folgenden Tag führte man einen armen Sünder dorthin, aber nicht hinein, und sprach ihm kräftig zu. Ob die Abschreckung gewirkt hat, ist allerdings nicht überliefert.

In Schwamendingen wurde fortan jeweils am Sonntag im Anschluss an den Gottesdienst gedrillt. Die für die Zuschauer offenbar erheiternde Strafe wurde aber in Schwamendingen wie es scheint nicht sehr oft verhängt.

Bereits im Februar 1757 wurde eine neue Trülle von einem Mann wegen unsittlichem Lebenswandel, Schwören und Fluchen eingeweiht. Davor musste er einige Tage im Ötenbachturm in Zürich verbringen und sich mit zehn Streichen züchtigen lassen.

Mit der Franzosenherrschaft 1798 verschwand die Trülle.

Schwamendinger Geschichtstabelle

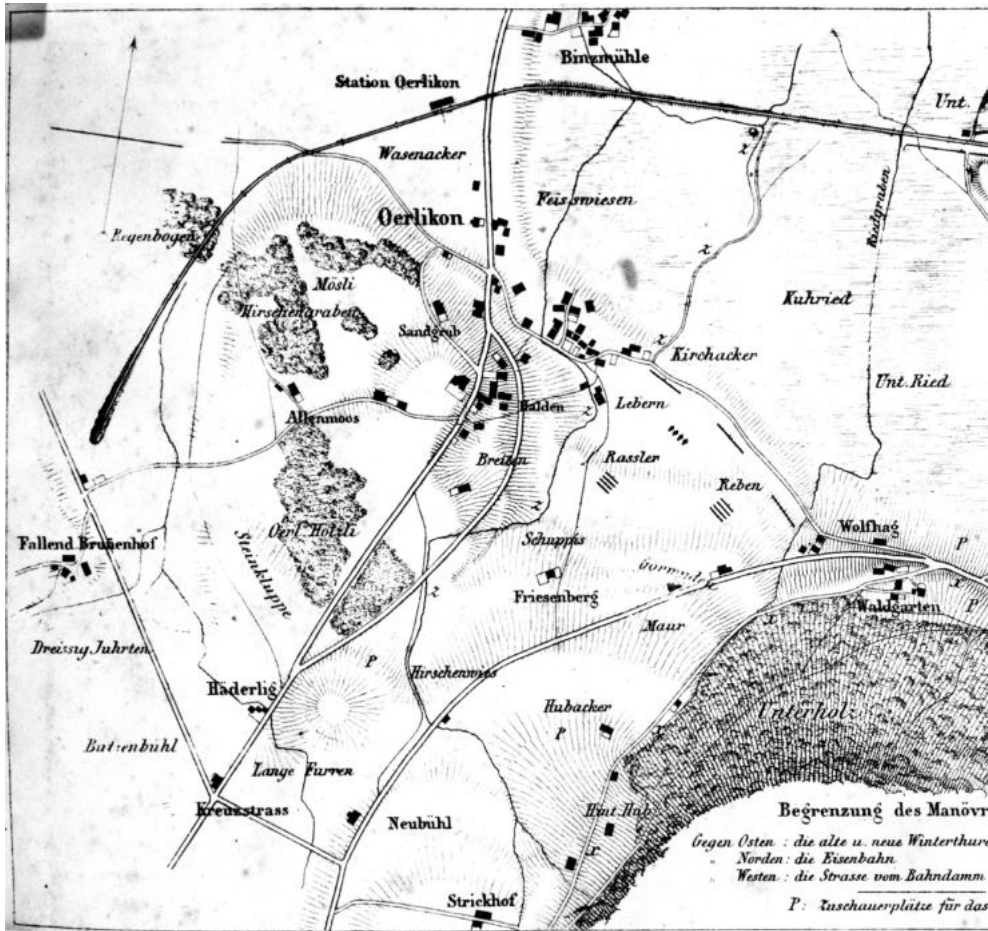
- 1270 Erste urkundliche Erwähnung des Schwamendinger Pfarrers und des Widums.
- 1277 Kaiser Rudolf von Habsburg bestätigt dem Grossmünster seine Besitzungen, darunter die Kirche von Schwamendingen.
- 1342 Prior ist ein Laurencius.
- 1352 Johann, der Widumer von Schwamendingen, unterzeichnet eine Urkunde des Stiftes.
- 1461 Die Stiftsverwaltung stiftete für die Kirche eine Glocke mit der Inschrift «Ave Maria, gratia plene, dominus tecum» und vergab derselben die «Felwer-», später «Kilchhuob», die an der Bocklerstrasse stand.
- 1526 Hans Schmid, Helfer am Fraumünster, versieht 1526 bis 1532 als erster reformierter Pfarrer die Stelle eines Leutpriesters in Schwamendingen.
- 1554 Der Kehlhof, bereits 929 erwähnt, wird auf den Grundmauern seines Vorgängerhofes neu erbaut. Dachziegel aus Schwamendinger Produktion lösen das bisher übliche Strohdach ab.
- 1566 Auf dem Murer-Plan trägt die Kirche einen Dachreiter.
- 1588 Im Kirchenschiff werden neue Fensterlichter erstellt.
- 1602 Neuer Taufstein.
- 1619 Neuer Haupteingang.
- 1624 Erste Erwähnung eines amtierenden Schulmeisters (Jakob Schön aus Flums).
- 1658 Neue Kanzel.
- 1674 Chor, Turm, Dachgestühl, Kugel und Fahne neu. Aus den Unterlagen geht hervor «das Chor von Grund neüw ufgeführt, die Kirchenmuren verbessert und auch fast neüw gemacht, durch Meister Jakob Gunten den Zimmermann von Wangen».
- 1717 Der Kirchturm wird ausgebessert und bemalt.

- 1777 Neues Eindecken und neue Zeittafeln des Turmes.
- 1781 Bau einer neuen Empore. Bei diesem Umbau wurde die Kirche auf der Seite des Einganges erweitert.
- 1787 Eine 8 Zentner schwere neue Glocke als Ersatz für eine zersprungene Glocke.
- 1794 Die Pfarrbesoldung wird auf 100 Kronen erhöht.
- 1798 Ein französisches Heer besetzt die Umgebung Zürichs.
- 1799 Zweite Schlacht bei Zürich zwischen Russen und Franzosen, teilweise in Schwamendingen ausgetragen.
- 1831 Die neue freiheitliche Verfassung des Kantons anerkennt das Volk als höchste Gewalt. Das Recht, den Pfarrer einzusetzen, geht an den Staat.
- 1834 Turm renoviert, Knopf und Fahne vergoldet.
- 1841 Über 20'000 Mann aus dem ganzen Kanton demonstrieren bei der Ziegelhütte gegen die konservative Regierung («Der schöne 29. August»).
- 1860 Steinerner Vorbau. Turm renoviert und neue Fahne.
- 1872 Schwamendingen-Oerlikon wird zur eigenen Pfarrei erhoben am 14. September. Bau des ersten Pfarrhauses. Die Zivilgemeinde Oerlikon wird abgetrennt und zu einer eigenen politischen Gemeinde.
- 1875 Das seit 1872 gepachtete Harmonium wird gekauft.
- 1877 In der Glockengiesserei Keller in Unterstrass werden vier neue Glocken gegossen.
- 1880 Turm und Zifferblätter werden neu bemalt, der Knopf vergoldet.
- 1885 Vollständige Innenrenovation der Kirche. Der Taufstein von 1602 wird entfernt, die Bestuhlung im Schiff teilweise erneuert, alles Holz und Mauerwerk bemalt, sowie Chor und Gang mit Teppichen versehen. Dabei kamen Fresken aus dem 15. Jahrhundert zum Vorschein.

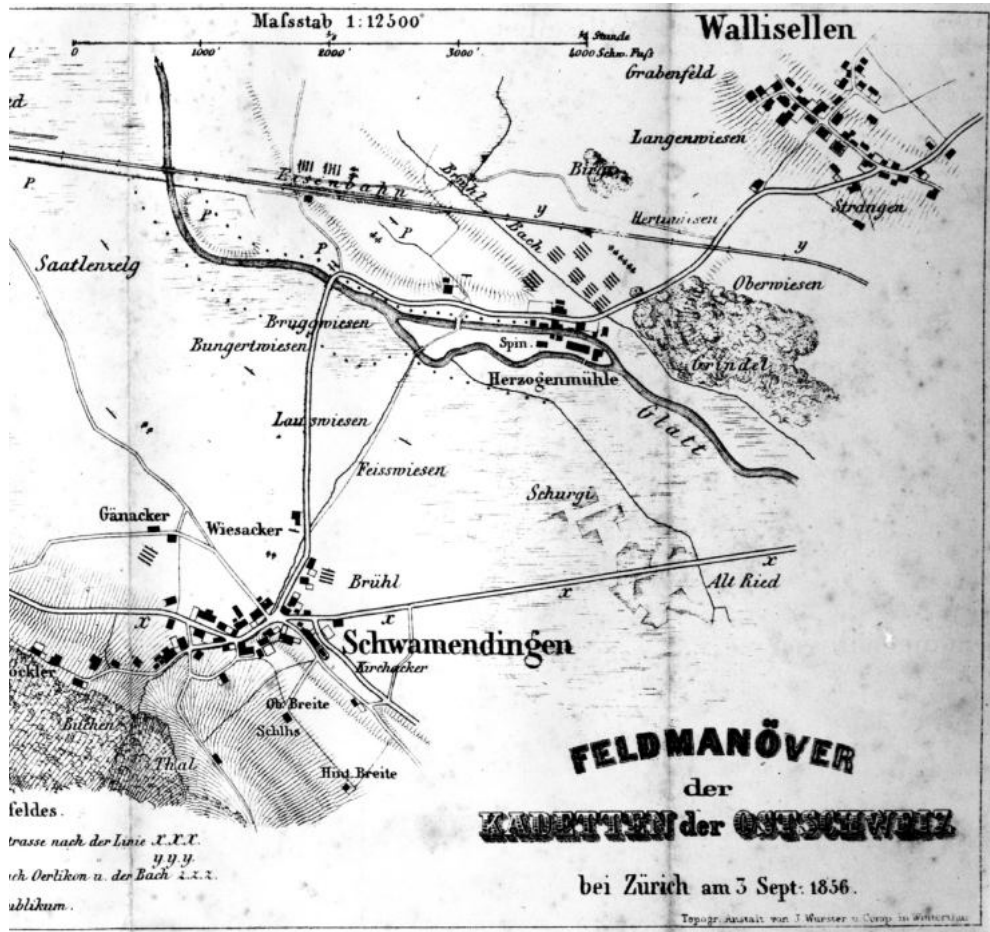
- 1887 Die Kirchenpflege erklärt, dem Turm sollte aus Schönheitsgründen ein anderer Helm aufgesetzt werden. Dies sei auch deshalb wünschenswert, weil die bestehenden halbrunden Schall-Löcher das harmonische Geläut nicht zur vollen Geltung bringe.
- 1889 Im Protokoll der Kirchenpflege vom 1.1. wird der Turm als hässlich bezeichnet. Am 3.3. heisst es: «Nach der vorgelegten Skizze würde der Turm um ca. 7 Meter erhöht. Die Pflege findet, dass er im Verhältnis zum Kirchengebäude zu hoch wäre.»
Trotzdem beschliesst die Kirchgemeindeversammlung am 7.4. die entsprechende Umgestaltung des Kirchturmes.
- 1890 Die Fenster von 1598 werden auf beiden Seiten zugemauert und durch neue ersetzt. Zugemauert wird ebenfalls der Südeingang direkt vor dem Turmgewölbe zum Chor. Der alte mit Schindeln bedeckte Dachreiter wird abgetragen und ein neuer 7 Meter hoher Turm erstellt und mit belgischem Schiefer bedeckt. Die Grate werden in Kupfer gefasst und der Knopf auf der Spitze neu vergoldet.
- 1899 Erste Pfarrhelferstelle wird geschaffen und mit Max Thomann besetzt.
- 1906 Eine Linie der elektrischen Strassenbahn Zürich-Oerlikon-Seebach wird bis zum Hirschen geführt.
- 1909 Eine zweite Pfarrstelle für die Filiale Oerlikon wird geschaffen und mit Lukas Stüchelberger besetzt, an dessen Nachfolge 1913 Adolf Maurer, 1929 Hans Baumgartner und 1946 Hans Studer treten.
- 1910 Einführung der Elektrizität in Schwamendingen.
- 1924 bis 1925 wird die Kirche gründlich saniert. Als Ersatz für das Harmonium wird durch die Firma Kuhn aus Männedorf eine Orgel eingebaut. Glasmalerei «Christus am Kreuz» im neuen Chorfenster. Verstärkung des seit der Turmerhöhung zu schweren Turmes.

Den Gemeindeversammlungen, die in der Kirche mit ihren 250 Sitzplätzen abgehalten werden, bleiben die Oerliker immer mehr fern, da sie in der Kirche keinen Platz mehr finden.

- 1934 Auf den 1.1. wird Schwamendingen als Quartier an die Stadt Zürich angegliedert. Schwamendingen-Oerlikon bildet zusammen mit Affoltern und Seebach den elften Stadtkreis.
- 1946 Auf den 1.1. erfolgt die Trennung der Kirchgemeinde von Oerlikon. Von den bis dahin vier Pfarrstellen verbleibt nur noch eine. Dazu wird eine neue Pfarrhelferstelle geschaffen, die 1949 in eine zweite Pfarrstelle umgewandelt wird.
- 1966 Die bereits über 23'000 reformierte Einwohnerinnen und Einwohner zählende Kirchgemeinde Schwamendingen wird in drei selbständige Kirchgemeinden (Hirzenbach, Saatlen und Schwamendingen) aufgeteilt.
- 1971 Schwamendingen wird zum zwölften Stadtkreis Zürichs.
- 1976 Renovation durch Architekt Heinz Hess aus Schwamendingen. Hauptsächliche Elemente sind:
Entfernen der Empore, freilegen des Chores, Einbau einer neuen Orgel und Einzug einer neuen Decke aus Lärchenholz.
Der Taufstein von 1602, welcher in einem Garten als Blumentrog verwendet und später im Ortsmuseum aufbewahrt wurde, wird wieder aufgestellt.
Auf Anregung der Kirchenpflege schuf der aus Oerlikon stammende, vor allem als Schöpfer von Glasfenstern international bekannt gewordene Kunstmaler Willy Kaufmann die drei farbigen Chorfenster.



Diese Karte aus dem Archiv der reformierten Kirchgemeinde Schwamendingen führt uns deutlich vor Augen, dass die damalige Gemeinde Schwamendingen in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch ein kleines Bauerndorf war.





Die Inschriften der vier Glocken von 1877 der St.-Niklaus-Kirche Schwamendingen

EHRE SEI GOTT IN DER HÖHE.
Wenn die Sonn' am Höchsten geht,
Sing ich mit starkem Ton
Des Herren Majestät.

FRIEDE AUF ERDEN.
Zum Gebete spät und früh,
Mahn ich Euch,
Vergesst es nie.

AN DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN.
Zum Abendbrot ruft Euch mein Ton,
Die Sonne winkt hernieder schon.
Das Tagewerk ist bald vollbracht,
Der Höchste schützt Euch in der Nacht.

HALLELUJA - AMEN.
Wohl bin ich klein,
Doch tön ich rein.
Dem Herrn mein Klang,
Sei Lobgesang.

Ausserdem steht auf jeder Glocke geschrieben:
Kirchgemeinde Schwamendingen-Oerlikon
gegossen v. Jak. Keller, Unterstrass, anno 1877.

Bild links:
Eine der Glocken von 1877 der St.-Niklaus-Kirche.



Die Turmkugel

Von Walter Baumann, Wangen

Die Metallkugel auf der Spitze eines Kirchturms diente früher der Aufbewahrung wichtiger Dokumente, die hier geschützt vor Feuersbrünsten waren.

Als man deshalb bei der Kirchenrenovation auch die Turmkugel herunterholte, um sie neu zu vergolden, war man gespannt, welche Dokumente darin wohl zu finden wären. Zum Vorschein kamen vier handgeschriebene Schriftrollen, deren Inhalte sich auf die Geschichte der Kirche beziehen. Die älteste stammt aus dem Jahre 1674. Die übrigen drei berichten von baulichen Veränderungen im 19. Jahrhundert. Weiter fand man zwei handgeschriebene Schriften, die eine «Chronik der Geschichte von Schwamendingen» zum Inhalt haben und die aus dem Jahr 1890 datieren. Vervollständigt wurde der Inhalt der Kugel durch alte Münzen und Zeitungsausschnitte. Auf der folgenden Seite ist das Dokument von 1674 abgedruckt.

Von allen Dokumenten wurden Fotokopien hergestellt, und diese wurden zusammen mit einem «Bericht über die bauliche Entwicklung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Schwamendingen in den Jahren 1966-1976» wieder in die Turmkugel gelegt. Die Originaldokumente befinden sich seit 1975 im Archiv des Büros für Archäologie der Stadt Zürich.

Bild links:

Turmspitze der Alten Kirche Schwamendingen mit Kugel und Wetterfahne.

Anno 1674. ward dieser Ringen und dinst in einmahl
 Das Eger vom Raimd in ein Aufgeseht, ein Ringen
 An dem in einmahl und auf fast in einmahl, ein
 Eger und Tausend ward allmahl in einmahl, ein
 Ringen Minister Jacob Schuetz in einmahl, ein
 ein Ringen in einmahl und in einmahl 35 lb, einmahl
 einmahl in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl
 einmahl in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl
 einmahl in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl
 einmahl in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl

In der 17. ward Oberhögl:

Herr Hauptmann und Pfleger Jos. Conradt Schindl und
 Herr Job. Heinrichs Drust, beide des Rats und Bürgermeister
 Hr. Marx Escher, Landtschreiber und Regiments.
 Hr. Salomon Hirtzel, Kilebenpfleger und Ringer, auf
 auf Ringen in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl

In der 18. ward ein Doctor in einmahl, einmahl
 Herr Job. Heinrichs Haller, Predicanten und
 Ringen in einmahl, einmahl in einmahl, einmahl

Gott erhalte an dieser Ort sehr sein Hr und Lehr,
 bis an der Welt Ende, und Segne dieser
 Baier mit Gnaden.

«Anno 1674 ward disere Kirchen widerumb erneüweret, das Chor vom Grund neüw ufgeführt, die Kirchenmuren verbesseret und auch fast neüw gemacht, der Thurm und Tachstuol ward allerdings neüw gemacht durch Meister Jacob Guotten den Zimberman von Wangen. Der küpferne Knopf und Stifel wiegt 35lb, ward gemacht durch Meister Hans Heinrich Steinbrüchel den Kupferschmid, die Helmstangen und Fahnen durch Meister Heinrich Hafner, den Schlosser, beid Burgere der Statt Zürich.

Der Zyth warend Obervögt:

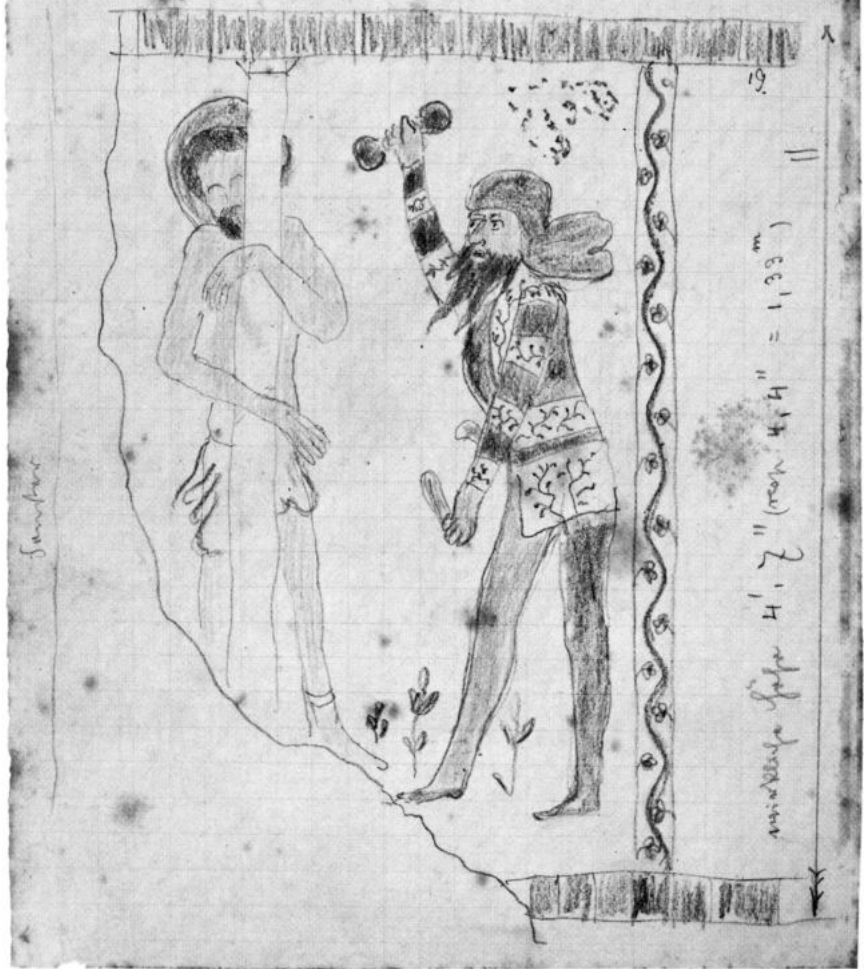
Herr Hauptman und Pfläger Johannes Conradt Schmid und Her Johannes Heinrich Wuest, beide des Raths und Zunfftmeister, Junker Marx Escher, Landtschryber und des Regiments. Herr Salomon Hirtzel, Kilchenpfläger und Buwherr, auch des Regiments der Statt Zürich.

Der Zyth ward der Gottsdienst versehen durch Herren Johannes Heinrich Hallern, Predicanten und Burgere der Statt Zürich.

Gott erhalte an diserem Orth fehrner syn Ehr und Lehr bis an der Welt Ende und segne diseren Bauw mit Gnaden.»

(Text des Dokuments von Seite 34)

2. Geißelung Christi. (unter 1)



Die Fresken

Von Walter Baumann, Wangen

Der Innenraum der Kirche war ursprünglich vollständig ausgemalt mit Fresken, von denen einige Fragmente bei der Renovation von 1885 zum Vorschein kamen. Sie stellten Szenen aus dem Leben Jesu dar, das Jüngste Gericht sowie die heiligen Christophorus und Nikolaus von Myra, dem die Kirche geweiht war.

Leider wurden diese Fresken damals wieder zugedeckt und später bei weiteren Bauarbeiten bis auf ganz kleine Reste zerstört. Erhalten sind uns lediglich einige Skizzen auf Notizpapier, die der damalige Schwamendinger Pfarrer Steinmann erstellt hatte, sowie eine ausführliche Beschreibung durch Professor Rahn im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Nr. 3, vom Juli 1885.

«Christus, bloss mit einem Lendenschurze bekleidet, ist an die Martersäule gebunden, sein Körper hell fleischfarbig. Der Büttel zur Rechten schwingt den Griff einer Peitsche. Er ist geckisch gekleidet: Blaue, knapp dem Kopf sich anschliessende Mütze mit flatterndem Genickschirm, das eine Bein roth, das andere blau; das gleichfalls knappe Wamms halb blau und die weisse Hälfte mit dünnen schwarzen Ranken gemustert, die Ärmel waagrecht weiss und gelb gestreift.»

So beschreibt Professor Rahn 1885 die Freske von der Südwand der Kirche. Die links abgebildete Skizze stammt von Pfarrer Steinmann.

Die neue Orgel

Von Franz Enderle, Zürich-Schwamendingen

Karl Schuke, ein bedeutender Berliner Orgelbauer sagte: «Man muss einer Orgel ansehen, wie sie klingt.» Herr Peter Ebell, der Erbauer unserer Orgel, hat seine Lehre bei Schuke in Berlin gemacht. Unsere Orgel beweist, dass die Ansicht des Lehrmeisters auch für ihn volle Gültigkeit hat. Auf verhältnismässig engem Raum ist ein Instrument entstanden, das im renovierten Kirchenraum prächtig zur Geltung kommt, ohne ihn zu erdrücken. Es gibt verschiedene Zürcher Kirchenorgeln mit sogenannten Rückpositiven; das sind kleinere Werke im Rücken des Organisten. In Schwamendingen sitzt der Organist in der Orgel. Hinter sich hat er das Hauptwerk, das sind alle Pfeifen der acht Register, die auf der unteren Klaviatur zu spielen sind. Über ihm stehen die Pfeifen der fünf Register des Positivs. Sie werden auf der oberen Klaviatur gespielt. Links und rechts sind die vier Register aufgestellt, die auf dem Pedal gespielt werden. Sogenannte Normalkoppeln bieten die Möglichkeit, die obere auf die untere Klaviatur und die beiden Werke nach Belieben auf das Pedal zu koppeln. Das schöne Gehäuse aus massivem Nussbaumholz fasst die Töne zusammen und beeinflusst den klanglichen Ausdruck. Die Teile des Orgelgehäuses schwingen mit, wie die Resonanzböden anderer Instrumente.

Im Kirchenraum sind ganz neue akustische Verhältnisse entstanden. Der Standort der Orgel ist ideal. Die schöne Holzdecke hilft ebenfalls der klanglichen Entfaltung. Orgelbauer und Organist haben sich gemeinsam über die den räumlichen Verhältnissen und den finanziellen Möglichkeiten entsprechende Registerzusammenstellung beraten. Sie berücksichtigt die Ansprüche, die man an eine gute Orgel stellen muss: Gute charakteristische Pleni in jedem Werk, Solostimmen auf jedem Klavier und im Pedal sowie dem entsprechende Solo- und Begleitmöglichkeiten für alle Werke. Die Kunst der Disposition besteht darin, mit einem Minimum an Registern einem Maximum dieser Anforderungen gerecht

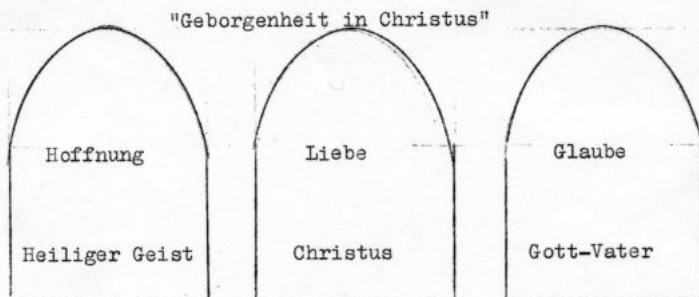


zu werden. Die Leuchtkraft ihrer Klangfarben erhalten Pfeifen und Register durch die Intonation. Dafür braucht der Orgelbauer viel Geduld und aussergewöhnliches Können. Akustik, Anlage und Intonation der Register der neuen Orgel ergaben für die Orgelspieler ganz neue Probleme. Hat man im Kirchgemeindehaus für die Choralbegleitungen je nach Raumbesetzung 12 bis 18 Register zu ziehen, so genügen auf der neuen Orgel zwei Register auf dem Klavier und zwei bis drei auf dem Pedal.

In den Abendmusiken können Orgelspieler und Zuhörer die vielen Möglichkeiten des Instrumentes kennenlernen. Dabei zeigt es sich, dass noch immer klangliche Entdeckungen zu machen sind.

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde
Zürich-Schwamendingen

Thematischer Vorschlag für die drei Kirchenfenster im Chor der
alten Kirche Schwamendingen.



Darstellungen: Christliche Aussagen in lebensnahen Situationen, wobei nicht unbedingt biblische Bilder dargestellt werden müssen.

Könnten die drei Worte "Glaube, Hoffnung, Liebe" in die Bilddarstellungen einbezogen werden?

Wirkungen: Die Fenster sollten meditative Impulse für den Gottesdienstbesucher vermitteln. In unserer Kirche werden Amtshandlungen stattfinden wie Predigt - Trauungen - Abdankungen.

Farben: Die drei Fenster sind als thematische Einheit gedacht. - Werden diese verschiedene Farbdominanten haben?

Mauerwerk: Den Text 1. Kor. 13, 13 könnte man eventuell am Chorbogen als Schriftornament anbringen.

Samstag, den 3. Mai 1975

L. Siegfried, Pfr. Thurneysen,
S. Baumann, W. Baumann

Schreiben der Kirchenpflege mit der schliesslich umgesetzten Anregung, die drei neuen Chorfenster unter die Themen «Glaube», «Hoffnung» und «Liebe» zu stellen.

Die Chorfenster

Die drei Chorfenster sind ein Werk des Oerlikoner Künstlers Willy Kaufmann, der vor allem durch seine Glasmalereien über unsere Landesgrenzen hinaus bekannt wurde. Aus verschiedenen Wettbewerben mit internationaler Beteiligung ging er als erster Preisträger hervor und er wurde mit den Ausführungen von bedeutenden Projekten im In- und Ausland beauftragt. Als Beispiele mögen die Glasmalereien in folgenden Kirchen erwähnt werden: Chiesa San Nicolao della Flue in Lugano, Chiesa del Sacro Cuore in Gallarate (Varese), Petruskapelle in Remigen AG, Chiesa San Giuseppe in Como, St.-Anna-Kapelle in Rümikon AG, Eglise St-Boniface in Genf. In Zürich selber stammen auch die ausdrucksvollen Glasgemälde im städtischen Verwaltungsgebäude am Helvetiaplatz von Willy Kaufmann. Hingegen hatte er bisher noch keine Gelegenheit, in seiner engeren Heimat einen Kirchenraum mit seiner Kunst zu schmücken.

Als Motto für sein Werk wählte der Künstler auf Vorschlag der Kirchenpflege ein Wort aus dem 1. Korintherbrief: «Alles wird aufhören; nur Glaube, Hoffnung und Liebe werden bleiben; aber die Liebe steht am höchsten unter ihnen.»

Auf je einem Fenster entfaltet er die Themen «Glaube», «Hoffnung» und «Liebe» mit Motiven, die bezeugen, dass er sich intensiv mit ihrer Problematik auseinander gesetzt hat. Er möchte mit seinen Bildern die Kirchenbesucher zum Nachdenken ermuntern. Er stellt die Jünger deshalb nicht als Heilige dar, sondern als Menschen mit Alltagsgesichtern, in denen sich der Betrachter wiederfinden soll.

Der sinkende Petrus

Von Elisabeth Jodl, ehemalige Pfarrerin in Schwamendingen

Der sinkende Petrus, ein Mensch von zu schwachem Glauben, von Kleinglauben, steht für «Glaube» ! Wie ist das möglich? Die Geschichte vom sinkenden Petrus finden wir im Matthäus Evangelium, Kapitel 14, Verse 22-33. Jesus will nach einem anstrengenden Tag noch Ruhe und Besinnung. Er schickt seine Jünger mit dem Boot voraus über den See Genezareth. Es ist bereits finster, da kommt Sturm auf. Die Jünger fühlen sich verlassen, sie haben Angst. Plötzlich sehen sie eine Gestalt auf dem Wasser auf sie zukommen. Sie schreien: «Ein Gespenst!» Da, es ist Jesu Stimme die sie beruhigt, tröstet. Und nun weiss Petrus - voll von Glauben und Vertrauen - nichts Besseres als zu sagen: «Herr, bist du es, so heisse mich zu dir aufs Wasser kommen.» Jesus antwortet: «Komm!» Petrus steigt aufs Wasser. In dem Moment aber, da ihm die ganze Ungeheuerlichkeit bewusst wird, sinkt er. Er schreit «Herr, rette mich» und wird gerettet. Von der Hilfe der Jünger, seiner Freunde, steht nichts. Petrus muss noch von Jesus hören: «Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?» Mit diesem Satz wurde aus Petrus immer wieder der Kleingläubige und Schwache gemacht.

Petrus macht keine grossen Glaubensworte. Er handelt. Er wagt das Unmögliche im Vertrauen auf Jesus, der ihm auch tatsächlich hilft. Die Jünger aber, seine besten Freunde, sie rühren keinen Finger.

So erscheinen sie auch auf dem Bild: Alle stehen auf einer Seite beisammen, steif, hoch aufgerichtet. Es scheint als wollten sie sagen: «So ein Dummkopf, er hätte doch wissen können, dass es unmöglich ist! Das hat er jetzt davon.» Sie, die «Gescheiterten», lassen ihn zappeln für seine «Dummheit» und sind um ein eindrückliches Erlebnis ärmer. Petrus musste zwar feststellen, dass sein Glaube gegen die wirkliche Übermacht (in diesem Fall Naturmächte) zu schwach war. Doch er wagte den Sprung ins Unmögliche. Er wagte, Unmögliches möglich zu machen, und er erfuhr in seiner Niederlage: Ich bin gehalten, ich bin nicht allein.

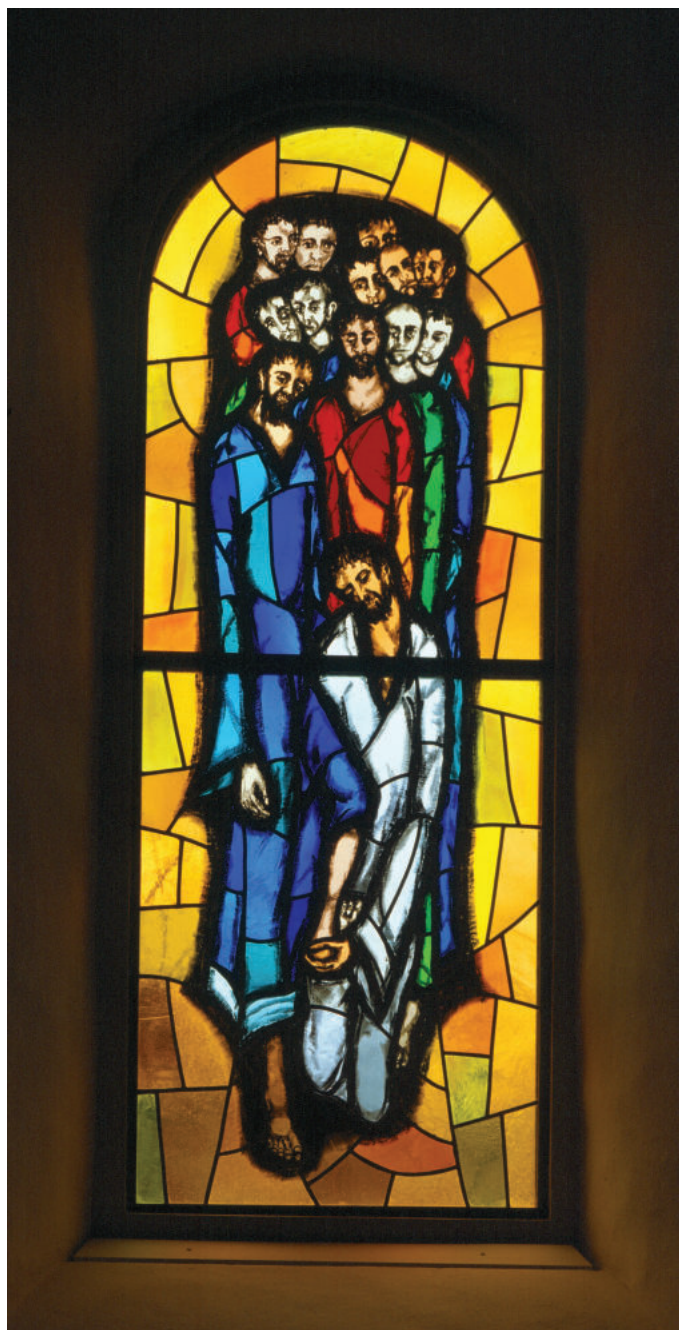


Die Fusswaschung

Von Gerhard Rytz, ehemaliger Pfarrer in Schwamendingen

Zuerst wollte Petrus sich die Füsse von Jesus nicht waschen lassen. Zwar ist das Waschen der heissen, staubigen und müden Füsse im Orient eine der grössten Wohltaten. Doch wurde diese Arbeit damals nur von Sklaven verrichtet. Als Jesus sich eine Schürze umband, ein Becken mit Wasser füllte und vor den Jüngern niederkniete, wehrte Petrus heftig ab: «Nie und nimmer sollst du mir die Füsse waschen!» - «Wenn ich dich nicht wasche, so gehörst du nicht zu mir», erwiderte ihm Jesus. Nun lässt Petrus es sich gefallen. Er lässt sich von Jesus bedienen, er gibt sich ganz dieser Wohltat hin und weiss: Ich gehöre zu Jesus, durch ihn bin ich rein, ich kann selber nichts dazu tun, doch Gott nimmt mich an so wie ich bin, mit Schweiss und Staub, mit meinen Ecken und Kanten, vom Kopf bis zu den Füssen.

Die Welt ist auf den Kopf gestellt. Gottes Sohn übernimmt die Arbeit der Sklaven. Dass die einen Menschen oben auf der Leiter der Gesellschaft stehen und die andern unten, das gilt vielen als Ordnung der Natur. Doch Gottes Wille ist das nicht. Jesus protestiert im Namen Gottes gegen eine Gesellschaft, wo alle nach oben streben, und demonstriert für einen demokratischeren Lebensstil, für eine neue Welt, deren Grundlage die Liebe ist. Jenen, die damals oben waren, war diese Liebe zu revolutionär. Sie schlugen Jesus ans Kreuz. Doch was er entfacht, lässt sich nicht ersticken: Die Hoffnung auf eine Welt der Liebe, wo Menschen - im Bilde gesprochen - statt einander auf die Füsse zu treten, einander die Füsse waschen.



Die Jünger in Emmaus

Von Harold Bertschinger, ehemaliger Pfarrer in Schwamendingen

Als Fremder war er ihnen begegnet auf der Strasse der Welt, und sie erkannten ihn nicht. Er wollte dann weitergehen, doch sie luden ihn an ihren Tisch. Und wie er das Abendbrot mit ihnen teilte, erkannten sie ihn. So will uns Jesus auch heute in einem fremden Menschen begegnen. Wenn wir ihn aufnehmen bei uns, ihm zuhören, mit ihm teilen, können uns plötzlich die Augen aufgehen.

Das Teilen des Brotes ist zur Erkennungsmarke geworden. In den Konzentrationslagern haben Menschen verschiedenster Konfessionen miteinander Abendmahl gefeiert, oftmals mit einer mühsam aufgesparten Brotrinde. Da gingen ihnen die Augen auf für Christus, sie hatten wieder etwas Hoffnung. Die müde Resignation der Jünger damals wie heute wird stets neu überwunden in der Begegnung mit Christus beim Brot teilen. Dieses Brot wird zum Zeichen des Friedens, den Gott durch seinen Sohn mit allen Menschen geschlossen hat. Es ist sichtbarer und essbarer Ausdruck der Versöhnung mit Gott und der Menschen untereinander. Wo wir diese Versöhnung annehmen wie ein Stück Brot, um es zu teilen mit dem Nachbarn zur Linken und zur Rechten, da können wir wieder hoffen. Versöhnung ist die Grundlage zur Gemeinschaft, der Grundstein zum Frieden.

So lassen wir dieses Fenster mit seinen wohlthuend warmen Farben auf uns wirken. Auch wir dürfen von der Resignation befreite, hoffnungsvolle Menschen werden, Menschen, die nicht nur für sich selber hoffen, beten und arbeiten, sondern für eine Welt, die nach Frieden dürstet.



Die Kirchgeräte der Gemeinde

Von Karl Stokar, Zürich

In bewusster Selbstbeschränkung verzichtete die Zürcher Kirche nach der Reformation auf den Gebrauch von Edelmetall für ihre Kultgeräte. Während mehr als 300 Jahren wurden für die Taufe und für das Abendmahl Gefässe aus Holz, Zinn, Kupfer und Messing verwendet. Zwingli selbst hatte in seinem Werk «Action oder Bruch des Nachtmahls» 1525 bestimmt: «Die Schüsslen und Bächer sind höltzin, damit der Bracht (Prunk) nit wider kömmt.» Gewiss, der Stoff, aus welchem diese Gegenstände geschaffen wurden, war bescheidener Art. Um so grösseren Wert wurde auf Formschönheit und sorgfältige Verarbeitung gelegt. Unsere Kirchengeräte sind denn auch währschaft, wollen nicht mehr scheinen, als sie sind, und passen damit zum Wesen unserer Kirche, die dem Willen Jesu entsprechend in Bescheidenheit und Zurückhaltung wirkt.

Die meisten alten Geräte sind wahre Schmuckstücke und wertvolle Proben handwerklicher Kunstfertigkeit. Zudem verstanden es die Gemeinden, durch die Verwendung goldglänzender Messingkannen für die Taufe und blanker Zinnkannen für das Abendmahl doch etwas leuchten und blitzen in die nüchternen Gotteshäuser zu tragen.

Mit dem Jahre 1842 trat die grosse Wende ein. Kirchenpfleger J. H. Spillmann testierte damals der Gemeinde Uster die grosse Summe von 1500 Gulden zur Anschaffung silberner Abendmahlsgeräte. In den nächsten Jahrzehnten schlossen sich fast alle Zürcher Gemeinden diesem Beispiel an. In erster Linie wurden die zerbrechlichen Abendmahls-Kelche und Teller aus Holz durch solche aus Silber ersetzt. Dies bedeutet in künstlerischer und formaler Hinsicht leider nicht immer einen Gewinn. Viele der heute verwendeten Silbergeräte sind wohl aus «edlem» Material gefertigt, bestehen aber aus dünnwandiger Massenware. Zum Glück werden in den meisten Gemeinden die alten Tauf- und Abendmahlskannen aus Messing und Zinn weiter verwendet.

Taufe

Flaches, gehämmertes Kupferbecken aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, innen verzinnt.

Das Becken war im Taufstein drehbar aufgehängt. Nach Gebrauch konnte das Taufwasser durch eine Bohrung im Schaft des Taufsteins direkt ins Erdreich entleert werden. Jede Zürcher Kirchgemeinde verfügte früher über eine Taufkanne aus Messing, meist in Form einer Bauch- oder Kürbiskanne, aber mit halbkugelig gewölbtem Deckel.

Abendmahl

Diese Geräte aus Lindenholz sind wahre Meisterwerke der Drechslerkunst. Der Teller für das Abendmahlsbrot weist einen breiten Rand auf und ist verhältnismässig tief gestaltet. Die zeitliche Zuordnung ist sehr schwierig, da die Holzgeräte keine Stilmerkmale aufweisen und während Jahrhunderten nach alten Mustern immer wieder kopiert wurden. Wohl 17. oder 18. Jahrhundert.

Die beiden Becher weisen die sogenannte Stauf-Form auf. Man wandte sich bewusst vom Messkelch ab und verwendete in der Kirche den Becher der im Haushalt und auf der Zunftstube in Gebrauch war. Alles Magische und Kultische wurde so vermieden. Der perfekte Zustand der beiden Becher lässt vermuten, dass sie erst im 19. Jahrhundert entstanden sind. Wulstringe verstärken die Rundung und stellen einen einfachen künstlerischen Schmuck dar.



Oben: Hölzernes Abendmahlgeschirr der Alten Kirche
 Rechts: Bosshard-Glockenkanne mit Gravur «1792 Kirchen zu Schwamendingen».

Glockenkannen aus Zinn

Von alters her sind am Oberrhein und vor allem im Einzugsbereich der Stadt Zürich «Glockenkannen» aus Zinn in Gebrauch. Schon in der Manessischen Liederhandschrift ist eine solche abgebildet. Auch hier handelt es sich, wie beim Abendmahlskelch, um ein rein profanes Gefäss, das die Kirche aus Haushalt und Zunftstube übernahm. Die Glockenkanne hat sich wahrscheinlich aus dem hölzernen «Sester» entwickelt. Daran erinnern die umlaufenden Wulstringe, welche letztlich auf Weidenruten zurück gehen. Bei den beiden Schwamendinger Exemplaren, die noch im Gebrauch in der Kirche sind, blieben davon nur noch gravierte Linien übrig.

Die Zinngiesser-Dynastie der Bosshard lieferte Zürcher Kirchgemeinden zwischen 1763 und 1849 Zinnkannen und -teller. Werke von Hans Ulrich Bosshard sind ausgesprochen selten, er lieferte drei Glockenkannen nach Bäretswil und eine solche nach Schwamendingen.

Die beiden Meister Johann I. und Johann II. Zimmermann, deren Werke nicht unterschieden werden können, lieferten zwischen 1742 und 1803 nicht weniger als 69 erhaltene Zinngeräte an die Zürcher Kirche. Die Kanne in unserer Kirche scheint das Werk des jüngeren der beiden Meister zu sein. Bei ihr sind die gravierten Ringe deutlicher ausgeprägt als bei der Bosshard-Kanne. Der Riegel, welcher den Deckel fixiert, scheint sekundär zu sein. Die Kanne ist leicht renovationsbedürftig (Beulen). Sie ist etwas gestreckter und damit eleganter als die Kanne von Bosshard.





Aufgedeckte romanische Mauerreste und der ehemalige Mörtelboden in der heutigen Kirche. Im Chor ist das rechteckige Altarhaus, im vorderen Teil des Schiffes die Chorschranke, längs den Wänden Reste einer gemauerten Sitzstufe zu erkennen. Die streifenförmigen Durchbrechungen des Mörtelbodens rühren von den Balken jüngerer Holzböden her.

Die archäologischen Untersuchungen

Von Ulrich Ruoff, Zürich

Anlässlich von mehreren Besprechungen wurde in den 1970er-Jahren die Notwendigkeit von archäologischen Untersuchungen abgeklärt. Nachdem man sah, dass die geplante Erneuerung des Bodens allfällige ältere Baureste zerstören würde, beschlossen wir mit Einwilligung der Kirchenpflege, eine viermonatige Ausgrabung und Bauanalyse durchzuführen. Der Stadtrat bewilligte den notwendigen Kredit. Im Januar 1975 konnte mit den archäologischen Arbeiten begonnen werden.

Die Auswertung der Grabungsergebnisse kann nicht in jeder Hinsicht als abgeschlossen gelten. Wir werden deshalb an manchen Orten auf Probleme hinweisen, die möglichen Lösungen aber nur andeuten.

Lage der Kirche

Die Kirche liegt am Ostausgang des ehemaligen Dorfes, nördlich der Strasse nach Stettbach und Dübendorf. Möglicherweise befand sich die Abzweigung des Strässchens zur Aubrücke ursprünglich direkt westlich und wurde erst später weiter gegen das Dorf hin verschoben. Der Plan von Schwamendingen aus dem Jahr 1676 zeigt jedenfalls eine direkte Verbindung zwischen Kirche und Brücke. Als Standort hat man den Rand einer kleinen Erhebung auf einer ersten Terrasse über der Glattniederung gewählt. Es handelt sich dabei um den Rest eines Moränenzuges, der sowohl in nordwestlicher als auch südöstlicher Richtung weiterzieht.



Unter dem Vordach frei gelegte Gräber. Die Mehrzahl der Bestattungen stammt aus neuerer Zeit. Hier lag jedoch schon im Frühmittelalter ein Friedhof, der auch das Gebiet der jetzigen Kirche umfasste. Ein Grab unter dem Vordach konnte auf Grund von Beigaben in das 6./7. Jahrhundert datiert werden.

Das frühmittelalterliche Gräberfeld

Auf Grund des auf -ingen ausgehenden Ortsnamens rechnete man damit, dass Schwamendingen bereits im 6. Jahrhundert eine Siedlung war. Wir hofften deshalb, bei der Ausgrabung des 1270 erstmals erwähnten Gotteshauses auf frühmittelalterliche Spuren zu stossen. Zunächst schien es allerdings, als ob ein Nachweis so früher Zeugnisse nicht gelingen würde. Lediglich vorromanische Zeitstellung einiger Gräber liess sich mit der geringen Tiefenlage unter dem romanischen Bodenniveau und mit der Störung durch Fundamente einwandfrei belegen. Auf der Südostseite des Kirchenschiffes waren diese leicht in den gewachsenen Moränenboden eingetieften Gräber beim Ausebnen des Geländes etwas angeschürft, andere wohl vollständig weg geräumt worden. Auf der Nord- und Westseite fanden wir sie etwas tiefer.

Die Gräber 19, 28, 34, 36 und 77 konnten auf Grund von Beifunden ins Frühmittelalter datiert werden. Davon waren nur Grab 28 und 77 deutlich aus der Kirchenachse nach der wirklichen Ostrichtung abgedreht. Entsprechende Abdrehung zeigten ferner die Gräber 20, 30, 31, 32 und 33 sowie das im Vorhallenbereich gefundene, auch der Überschneidungen wegen höchst wahrscheinlich frühmittelalterliche Grab 98. Leider verunmöglichte der schlechte Zustand einen Entscheid, ob Beigaben wirklich von Anfang an fehlten oder erst bei späteren Grabarbeiten weggeräumt worden sind.

Die übereinander liegenden Gräber deuten auf eine eher längere Belegungszeit hin. Es ist denkbar, dass einzelne der vorromanischen Bestattungen, wie zum Beispiel 18, 23 und 25, erst in hochmittelalterlicher Zeit in den Boden kamen. Im folgenden Katalog verarbeiteten wir die anthropologischen Daten einer von P. Schmid unter Leitung von Dr. H.U.F. Etter am Anthropologischen Institut der Universität Zürich entstandenen Praktikumsarbeit. Dass die Analyse beim sehr fragmentarischen Zustand des Skelettmaterials schwierig war, liegt auf der Hand.

- Grab 18 Vermutlich Frau, zwischen 51 und 60 Jahre alt. Die Kopfpattie des Grabes hat man beim Bau eines romanischen Fundamentes weggegraben.
- Grab 19 Frau, über 60 Jahre alt. Grab 19 ist älter als Grab 18, bei dessen Aushub es gestört wurde. Beigaben: Mindestens 18 Glasperlen (7 kleine, gelbe kugelige Perlen; 7 gelbe und 2 blaue Zweifachperlen; 2 gelbe Dreifachperlen; 2 grüne und 2 rotbraune doppelkonische Perlen). Die Perlen kamen erst nach Entfernung der Skeletteile zum Vorschein. Sie scheinen in der Halsgegend gelegen und demnach zu einer Halskette gehört zu haben.
- Grab 20 Mann, erwachsen. Dieses Grab wurde durch das Chorschränkenfundament durchschnitten. Es ist älter als das ebenfalls durchschnittenene, einst aber kreuzweise darüber gelegene Grab 25.
- Grab 21 Kind, unter 3 Jahren.
- Grab 22 Kind, 7 bis 9 Jahre alt.
- Grab 23 Mann, zwischen 51 und 60 Jahre alt. Dieses Grab ist jünger als Grab 22, dessen unterer Teil bei seiner Anlage weggeschnitten worden war .
- Grab 24 Individuum, 13 bis 20 Jahre alt.
Die Gräber 21, 22 und 24 hat man beim Bau der Westmauer der Kirche teilweise zerstört.
- Grab 25 Individuum, erwachsen.
- Grab 26 Mann, erwachsen
- Grab 27 Mann, 51 bis 60 Jahre alt.
Von Grab 26 und 27 wurde je die untere Hälfte beim Bau des Chorschränkenfundamentes weggegraben.
- Grab 28 Frau, 41 bis 50 Jahre alt. Das Grab wurde beim Legen eines Bodenbalkens gestört. Beigaben: 1 eisernes Messer (neben linkem Oberschenkel), 1 eiserner Ring von ca. 6 cm Durchmesser (Fragment auf Brust), ca. 50 Glasperlen (30-35 gelbe und 2 blaue, kleine kugelige Perlen; 5 gelbe und 2 blaue Zweifachperlen; 1 gelbe Dreifachperle; 1 braunrote doppelkonische Perle; 1 blaue und 1 weissliche

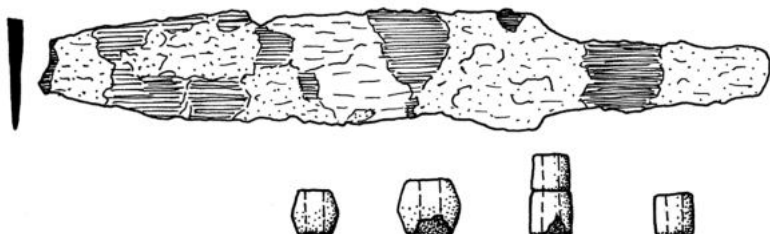
- Perle; 1 gelbliche und 1 weisse zylindrische Perle; 1 braunrote, zylindrische Zweifachperle).
- Grab 29 Mann, erwachsen. Nur wenige Fragmente erhalten.
- Grab 30 Individuum, 10 bis 12 Jahre alt. Die Fusspartie wurde beim Legen eines Bodenbalkens weggegraben.
- Grab 31 Individuum, unter 3 Jahre alt.
- Grab 32 Vermutlich Mann, erwachsen. Beim Ausebnen des Geländes für den Kirchenbau wurden offenbar die Gräber 31 und 32 fast vollständig weggeräumt.
- Grab 33 Individuum, erwachsen. Es handelt sich um ein durch das Westmauerfundament der Kirche weitgehend zerstörtes Grab.
- Grab 34 Frau, 51 bis 60 Jahre alt. Beifunde: 1 Messer (neben linkem Oberschenkel), Fragmente einer eisernen Schnalle mit Beschlag (in Bauchgegend gefunden), ca. 75 gelbe Glasperlen (50 kleine kugelige Perlen; 14 Zweifach- ; 9 Dreifach-; 2 Vierfachperlen sowie 1 Fünffachperle).
- Grab 35 Individuum, erwachsen. Grösstenteils beim Chorschrankenbau weggeschnitten worden. Dieses Grab ist älter als Grab 27, mit dem es sich ursprünglich überschneidet.
- Grab 36 Individuum, erwachsen; gemäss Beifunden Mann. Beigaben: silbertauschierte Gürtelschnalle mit Beschlag, Gegenbeschlag und quadratischem Rückenbeschlag, 3 Bronzenieten, möglicherweise von der Scheide eines Saxs (= Kurzsword), 3 nicht sicher identifizierbare Eisenfragmente, eines davon mit Spuren von Holzfasern.
- Grab 77 Gemäss anthropologischer Untersuchung eher Mann, 51 bis 60 Jahre alt; gemäss Beifunden eine Frau. Beigaben: Bronzene Zierscheibe mit 4 Vogelfiguren, die auf einem leinwandbindigen Gewebe lag (in der grünen Oxydverfärbung des Bodens neben dem Knie des linken Beines konnte man das Gewebe noch erkennen), bronzene Gürtelschnalle mit Schildorn, ein eisernes Messer.

Von den wegen Beifunden sicher aus dem Frühmittelalter datierenden Gräbern sind die Nummern 36 und 77 die interessantesten. Die Gürtelgarnitur des Grabes 36, ein typisches Zubehör der Männertracht, zeigt den Tauschierstil des ersten Viertels des 6. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein sogenanntes C-Beschläg, wie es vor allem aus dem in den 1920er Jahren ausgegrabenen Gräberfeld von Bülach bekanntgeworden ist.

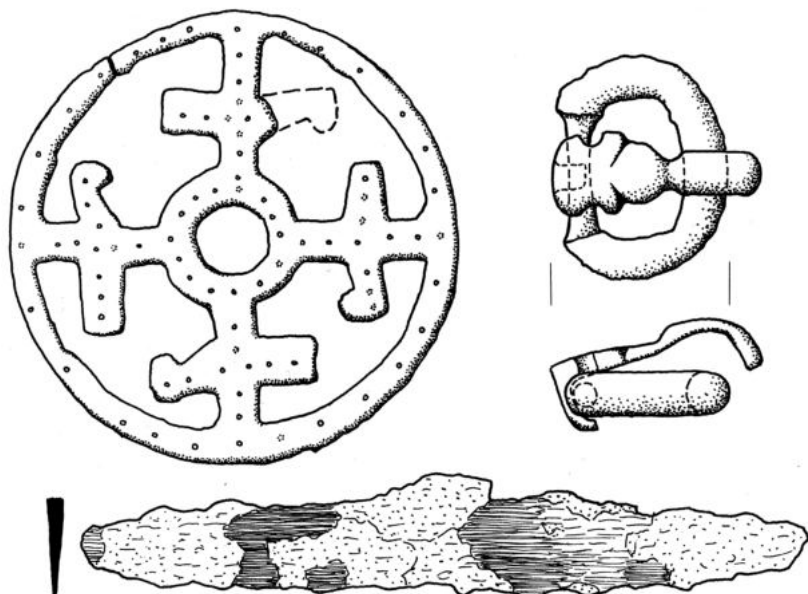
Zeitlich weniger genau lassen sich die Zierscheibe und die Schnalle aus Grab 77 einstufen. Zierscheiben in Frauengräbern sind für das alemannische Gebiet sehr charakteristisch. Sie baumelten frei an einem vom Gürtel herunterführenden Band; möglicherweise auch als Zierelement über der Öffnung einer Tasche. Auf der gleichen Seite hing auch das Messer vom Gürtel. Zierscheiben sind bereits im 6. Jahrhundert bekannt und finden sich noch während des ganzen 7. Jahrhunderts. Die nächst verwandten Stücke unserer Scheibe aus Schwamendingen stammen von Owingen (Kreis Hechingen) und Wallersdorf (Kreis Landau an der Isar). Die Schnalle des Grabes 77 deutet vielleicht darauf hin, dass dieses Grab noch älter ist als das Grab 36.



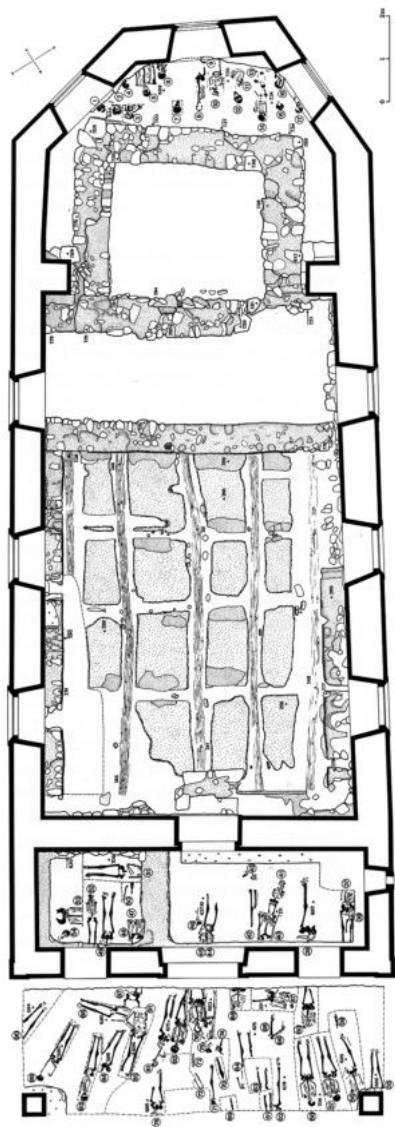
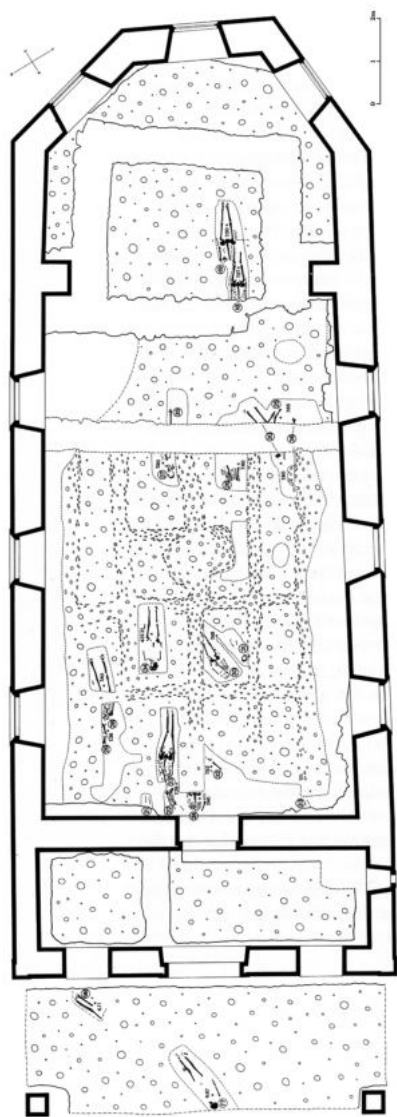
Grab 19: Verschiedene Formen von Glasperlen.

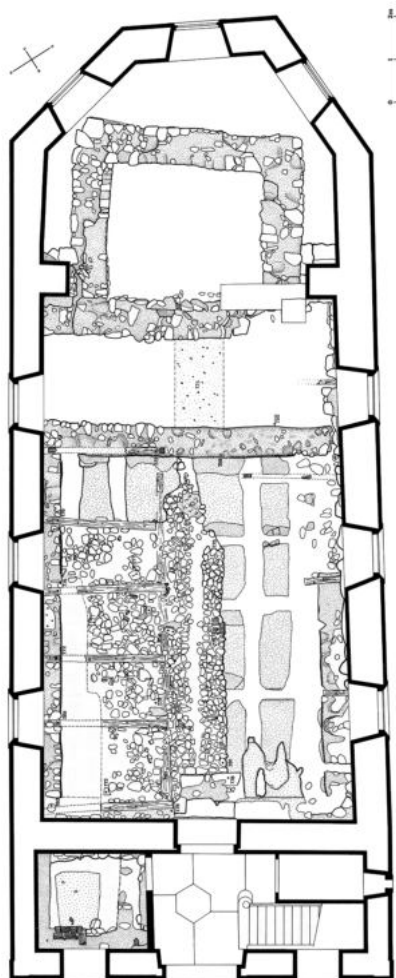


Grab 28: Eiserne Messerklinge und Glasperlen.



Grab 77: Bronzene Zierscheibe mit vier Vogelfiguren, bronzene Gürtelschnalle sowie eiserne Messerklinge.



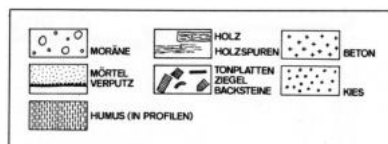


Ganz rechts Seite 62:
Vorromanische Bestattungen
in der Kirche und im Bereich
der Vorhalle. Die Gräber 19,
28, 34, 36 und 77 sind sicher,
die Gräber 20, 30 - 33 und 98
mit grosser Wahrscheinlichkeit
frühmittelalterlich.

Linkes Bild Seite 62:
Steingerechter Grundriss der
aufgedeckten romanischen
Reste. Im Chor der heutigen
Kirche das rechteckige Altar-
haus, dahinter Gräber des
zugehörigen Friedhofes.
Der Friedhof an Stelle der
Vorhalle enthielt vorwiegend
Bestattungen aus neuerer Zeit.

Bild auf dieser Seite:
Steingerechter Grundriss
der die romanischen Reste
überlagernden gotischen
Bodenkonstruktion. Der
Grundriss der gotischen Kirche
entsprach demjenigen der
heutigen Kirche, allerdings ist
das Chor 1674 neu gebaut und
1890 die Vorhalle angefügt
worden.

Massstab jeweils 1:175



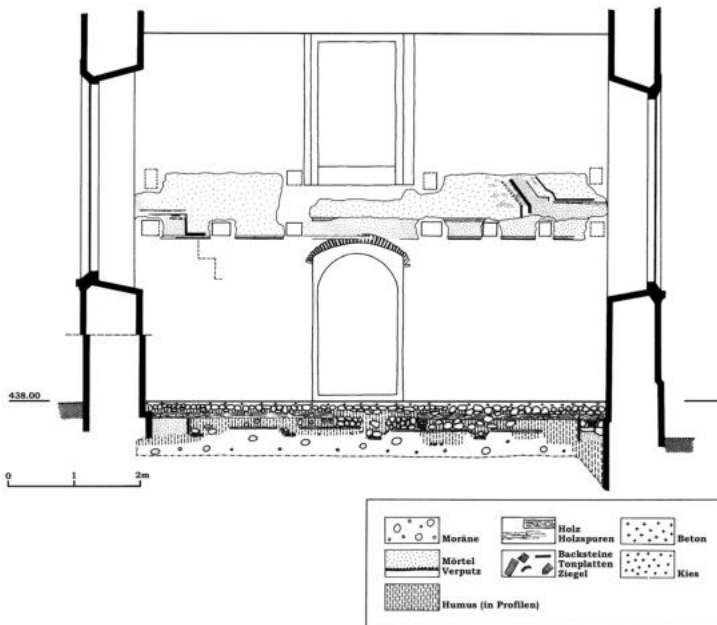


Bild oben:

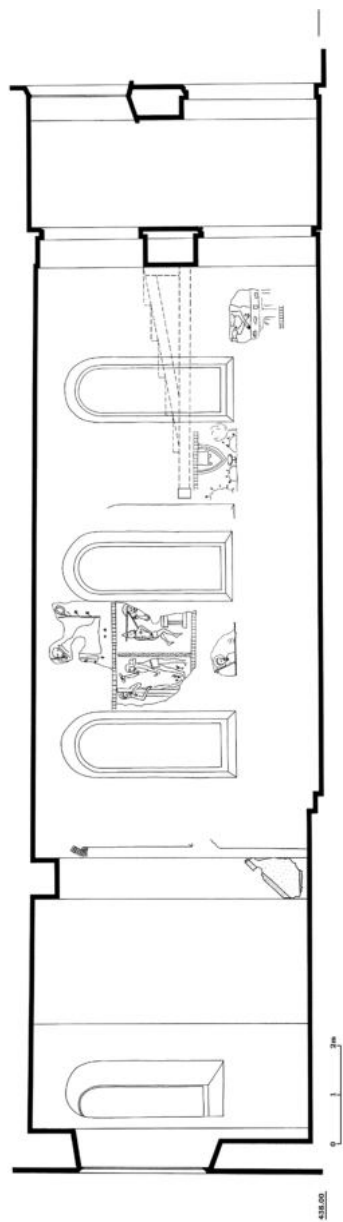
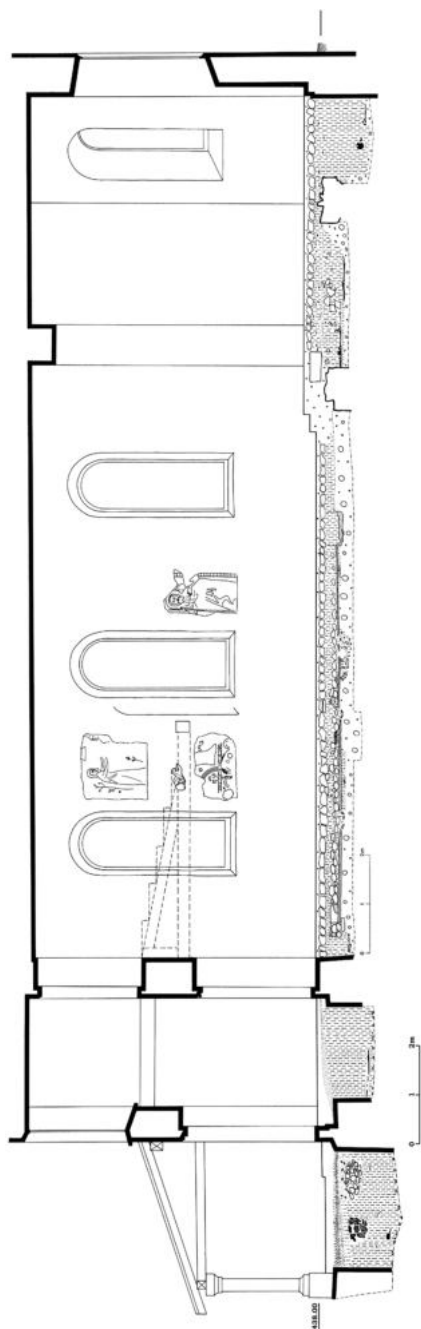
Querprofil durch die Kirche und Ansicht der Westwand nach Entfernung der 1781 erneuerten Empore. Im Profil sind der Mörtelboden, die Sitzstufen und die Unterzüge der jüngeren Holzböden sichtbar. Reste von Dekorationsmalerei an der Wand weisen auf die Lage der alten Emporentreppe und der Treppe zum Dachraum hin.

Linkes Bild Seite 65:

Längsschnitt durch die ausgegrabenen Reste und Ansicht der Nordwand der heutigen Kirche. Der romanische Mörtelboden fehlt rechts vom Chorschrankenfundament. Man erkennt, dass dort der Boden höher gelegen haben muss.

Rechtes Bild Seite 65:

Ansicht der Südwand der heutigen Kirche. Rechts vom mittleren Fenster und neben dem Chorbogen sind die Leibungsreste von zwei älteren Fenstern und von einer Türe zu sehen. Das Fenster neben dem Chorbogen stammt von 1598. Beim Bau der gotischen Kirche dürfte sich die Öffnung an Stelle des heutigen östlichen Fensters dieser Wand befunden haben. Die Wandbilder wurden nach den Zeichnungen und Angaben von 1885 einskizziert.



Die romanische Kirche

Von Ulrich Ruoff, Zürich

Bei der Ausgrabung stiessen wir zuerst im aktuellen Chor auf ältere Fundamente. Sie kamen gleich nach der Ausräumung des Steinbettes vom Boden zum Vorschein. Bald stand fest, dass es sich um einen früheren querrrechteckigen Chorraum von rund 3,00 x 3,40 Meter lichter Weite handelte. Die Fundamente hatten eine Stärke von 0,80 bis 0,85 Meter. Auf der Nordseite reichten sie - entsprechend dem abfallenden Terrain - ungefähr einen Meter tiefer als auf der Südseite. Die nördliche Aussenseite zeigte auch noch einen ca. 0,70 Meter hohen Streifen Verputz, der bewies, dass das aufgehende Mauerwerk ohne Absatz aus dem Fundament empor wuchs. Dies gilt auch für die Innenseite, wie wir an den drei obersten, mit Mörtel sauber ausgefugten Steinlagen der Nordseite ablesen konnten, die zweifellos den Übergang zur über den Boden aufsteigenden Wand ankündeten. Der frühere rechteckige Chor war gegenüber dem Schiff um ungefähr 1,60 Meter eingezogen. Die Ostseite dieses Schiffes lag unmittelbar vor dem heutigen Chorbogen und die drei übrigen Seiten verliefen an derselben Stelle wie die heutigen Aussenmauern. Mit andern Worten: Die Aussenmauern stehen weitgehend auf älteren Fundamenten. Nur bei der Südostecke des Schiffes und stellenweise im Westen hat man diese Fundamente vollständig herausgerissen. Offenbar merkte man, dass sie hier wie überall bergseits nur 1 bis 3 Steinlagen unter das innere Bodenniveau griffen. Zweifellos musste zur Ausbehnung einer genügend grossen Kirchenfläche das Gelände stark abgetragen werden. Das mittlere Aussenniveau lag offensichtlich höher als der Kirchenboden. Dies beweist übrigens auch ein Fundament einer Stufe, über die man vom Westeingang in die Kirche hinunterstieg.

Zwei Meter vor der Ostwand lief eine Mauer quer durch das Schiff. Sie war deutlich zwischen die fertigen Aussenmauern hineingestellt worden und auf der Nordseite nicht so kräftig fundiert. Gleichwohl dürfte sie bereits von Anfang an zur romanischen Kirche gehört haben. Es handelt sich ganz

offensichtlich um den Rest einer Chorschranke, das heisst um eine niedere Mauer, die den Chorteil der Kirche gegenüber dem Laienschiff abtrennte. In der Mitte bestand ein Durchgang. Der Chorteil muss ein etwas höher gelegenes Bodenniveau besessen haben, denn dort fehlte vom Mörtelboden, der im Schiff östlich der Schranke direkt auf dem Moränengrund auflag, jede Spur. Ferner liegt die Krone des vorhandenen Mauerwerks im Durchgangsbereich - in der Mitte - noch heute rund 5 bis 10 cm höher als der erwähnte Mörtelboden, das heisst auf Kote 407,75 m. Nochmals höher als das Vorchor hinter der Schranke dürfte der Boden des Altarhauses gelegen haben. Die obersten Steinlagen der Spannmauer im Eingangsbereich erreichten eine Kote von ca. 407,85 m (bei der noch höheren östlich über das Fundament vorstehenden Steinlage handelt es sich um das Auflager für gotische Treppenstufen).

Ungewiss bleibt, ob die den Wänden des Laienschiffs entlang laufenden gemauerten Sitzstufen zum ursprünglichen Bau gezählt werden müssen, oder ob sie erst später eingebaut worden sind.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sich beim ältesten nachweisbaren Kirchenbau um einen Rechtecksaal mit eingezogenem, geradegeschlossenem Altarhaus handelte. Dieses stellen wir uns etwas niedriger als den Rechtecksaal vor. Den Eingang zum Altarhaus dürfte ein Rundbogen überspannt haben. Die Datierung ist problematischer als die Rekonstruktion. Dieser Typ war im 12. und 13. Jahrhundert sehr geläufig. Mit völliger Sicherheit können wir deshalb nur behaupten, dass wir mit den ältesten Mauern Reste desjenigen Baus gefasst haben, der 1270 urkundlich erwähnt wird.

Der Friedhof der romanischen Kirche

Östlich hinter dem Altarhaus stiessen wir auf eine Anzahl Gräber, von denen allen ein Teil beim Bau des gotischen Chorfundamentes weggeschnitten worden war. Wir haben es also eindeutig mit dem Friedhof der romanischen Kirche zu tun. Unter den 17 Gräbern fanden sich 6 Kindergräber, 3 davon von Kindern unter 6 Jahren. Die gut bekannte Sitte, hinter dem Chor vornehmlich Kinder zu bestatten, lässt sich hiermit nicht klar belegen.

Sicher umzog der Friedhof auch die übrigen Seiten der Kirche. Eine Gelegenheit zur archäologischen Untersuchung ergab sich jedoch nur noch im Bereich des Treppenhausanbaues und der Vorhalle. Da hier bis in die Neuzeit hinein immer wieder von neuem bestattet und damit Älteres gestört worden ist, lässt sich eine zeitliche Einstufung der Gräber nur bedingt durchführen. Der offensichtlich vorwiegend romanischen und jüngeren Datierung entsprechend, waren fast ausnahmslos die Arme der Bestatteten über dem Unterkörper gekreuzt oder die Hände gefaltet.

Umbauten an der romanischen Kirche

Wahrscheinlich noch bevor man im 15. Jahrhundert zu einem Neubau schritt, hat man im Kirchenschiff vor der Chorschranke den Boden zwei mal erneuert. An die Stelle eines Mörtelbodens trat ein Holzboden. Vielleicht hing das mit einer ersten Bestuhlung der Kirche zusammen. Die Schwellen bzw. Unterzüge des Bodens wurden etwas tiefer als der ältere Mörtelstrich gelegt, das heisst, der letztere musste in den betreffenden Streifen durchbrochen werden.

Beim ersten Holzboden den man einbaute, legte man die Unterzüge quer zur Kirche und strich die aufgerissenen Partien der Mörtelfläche wieder sorgfältig bis an die Balken heran zu.

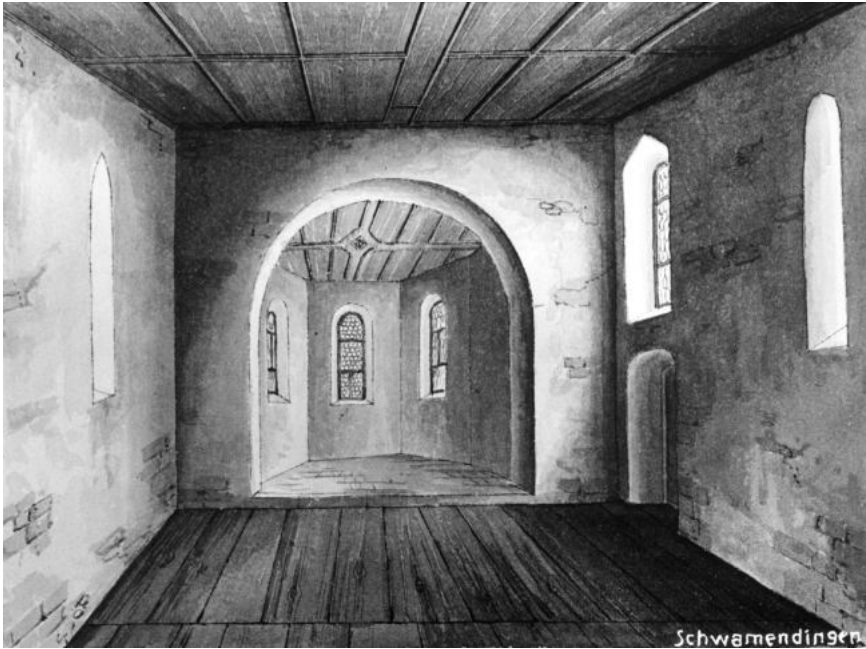
Bei der zweiten Holzbodenkonstruktion verzichtete man auf solches Ausflicken mit Mörtel. Die Balken verliefen nun in Längsrichtung. Wenige vermoderte Holzreste davon blieben in den damals ausgehobenen Gräben erhalten.

Der gotische Neubau

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Kirche vollständig neu gebaut. Die alten Fundamente behielt man allerdings beim Schiff weitgehend bei. Man wusste wohl nicht, wie wenig tief sie auf der Bergseite in den Boden gingen. Es kümmerte die Erbauer der gotischen Kirche auch wenig, dass die Abbruchkrone bereits stark mit Erde verschmutzt war, als man daran ging, die neuen Wände aufzumauern. Dank diesem Umstand haben wir Archäologen eine klare Trennung zwischen romanischem und gotischem Mauerwerk gefunden. Zu einem etwas grösseren Teil wurde das Fundament im Westen erneuert. Vermutlich deshalb, weil man dort nach dem vollständigen Ausbruch der davor liegenden Sitzstufe die Dürftigkeit des alten Fundamentes erkannte.

Die Ostwand des Schiffes mit dem Chorbogen kam unmittelbar östlich hinter die alte Wand zu stehen. Dies erlaubte einen Bauvorgang, bei dem das alte Altarhaus bis fast zur Fertigstellung des neuen stehen bleiben konnte. Das neue Altarhaus mit dreifach gebrochener Stirnseite hatte die gleiche Breite wie das Schiff. Die ursprüngliche Fenstererteilung in letzterem konnte aufgrund der Spuren von zwei vermauerten Fensterischen und mittels eines Planchens aus dem 19. Jahrhundert rekonstruiert werden. Sie entsprach fast der heutigen Verteilung, nur waren die beiden mittleren Fenster etwas mehr westlich gelegen und alle Öffnungen schmaler und weniger hoch. Es muss auch angenommen werden, dass diese Fenster oben mit einem Spitzbogen abschlossen.

Die Datierung des gotischen Neubaus ergibt sich aus den 1885 an den Wänden unter jüngerem Verputz entdeckten, und damals vom bekannten Kunsthistoriker Professor Rahn eingehend beschriebenen Wandmalereien. Leider sind diese Wandmalereien bei der Renovation von 1890 bis auf einen winzigen Rest herunter geschlagen worden. Der Beurteilung Rahns und damit der Einstufung in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts dürfen wir jedoch vertrauen.



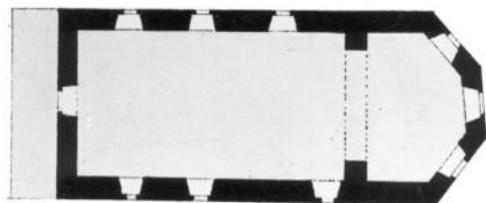
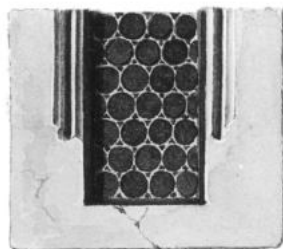
Innenansicht der gotischen Kirche. Zeichnung aus der Sammlung Schulthess der Zentralbibliothek Zürich.

Spätere Bauten an der gotischen Kirche

Ganz in der Südostecke des Schiffes fanden wir die vermauerten Nischen eines Fensters und einer Türe darunter. Das Fenster ist auf einer auf der nächsten Seite abgebildeten Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert zu sehen. Es trägt das Datum 1598. Es dürfte damals anstelle eines Fensters ausgebrochen worden sein, das sich am Platz des heutigen östlichsten befand. Sicher war ab 1598 auf der Südseite die Verteilung asymmetrisch, so dass ein grösseres undurchbrochenes Wandfeld entstand. Wir fragten uns, ob dies mit der Errichtung einer Kanzel an jener Wand in Zusammenhang stehen könnte. Die erst später ausgebrochene Türe hätte dann den direkten Zugang vermittelt.

Von einem grösseren Umbau, der im Jahre 1674 erfolgte, fand sich eine Notiz in der Kugel des Dachreiters. Es heisst dort, dass das Chor von Grund auf neu aufgeführt und auch die übrigen Mauern weitgehend verbessert worden seien. Wir müssen annehmen, dass Baufälligkeit der Grund zu dieser Erneuerung war. Die äussere Gestalt des Chores hat man damals beibehalten. Auch der Chorbogen dürfte in etwa gleicher Art wie früher aufgeführt worden sein. Nur die Fenster erhielten jetzt die damals beliebtere Rundbogenform. Das Mauerwerk unterscheidet sich vom älteren durch relativ viele mit eingemörtelte Ziegel.

Die Kanzel steht seit 1674 am gleichen Ort an der rechten Seite des Chorbogens. Wir konnten dies Spuren von aufgemalten Streifen entnehmen, die die Kanzeltreppe begleiteten. Die selbe Art Streifen fand sich auch auf der ältesten erhaltenen Verputzschicht hinter dem Gebälk der 1781 eingebauten Empore. Dort wiesen sie auf eine frühere Empore hin, die wie diejenige von 1781 ursprünglich über eine Treppe rechts neben der Türe bestiegen werden konnte. Eine weitere Treppe führte innen an der Wand zum Dachraum. Beide Treppen verlegte man 1860 in den erst damals aufgeführten steinernen Vorbau.



Grundriss der Kirche und Detailansichten eines Fensters aus einer Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert.



1924/25 wurde die Kirche einer Gesamtrenovation unterzogen. Als Ersatz für das bis dahin verwendete Harmonium wird durch die Firma H. Kuhn Männedorf eine Orgel eingebaut. Um Platz für die Orgel im Chor zu bekommen, mussten zwei der drei Fenster zugemauert werden. Ein Chorfenster «Christus am Kreuz» wurde angefertigt.

Der Taufstein ersetzte schon anlässlich der Renovation von 1885 jenen von 1602. Im Jahr 1976 schliesslich musste er wiederum seinem Vorgänger Platz machen. Der heute wieder in der Kirche befindliche Taufstein von 1602 wurde seit 1925 erst als Blumentrog in einem Garten verwendet, ehe er zu Beginn der 1970er Jahre restauriert und im Ortsmuseum ausgestellt worden ist.

Lueg obsi!

De Vater ischt emale spat
Mit mir durs Holz durhei;
Fescht han en ghebt und zue-n-em gmacht:
“Wie findscht au du de Wäg so znacht;
Ich gseh kän Baum, kän Steil!”

“Lueg obsi, Bueb, wie’s heiter ischt,
det gseht me’s Wägli grad!”
Und würkli, d’Sterne schined hell,
Und d’Richtig häd me-n-uf der Stell
Und weiss, wo’s dure gahd.

De Vater häd dänn wie für sich
So vor em ane gseid:
“Mer sotted d’Augen ebe meh
Det obe ha, dänn wüsst men eh
Da unde Wäg und Bscheid.”

Adolf Maurer
Pfarrer in Schwamendingen in den Jahren 1913 bis 1929

Quellenverzeichnis

Texte:

Corsin Baumann, cand. theol., Zürich-Schwamendingen
Walter Baumann, Redaktor, Wangen
Harold Bertschinger, Pfarrer, Zürich-Schwamendingen
Franz Enderle, Organist, Zürich-Schwamendingen
Elisabeth Jodl, Pfarrerin, Zürich-Schwamendingen
Erika Munz, Leiterin Ortsmuseum Schwamendingen
Dr. Ulrich Ruoff, Stadtarchäologe, Zürich
Gerhard Rytz, Pfarrer, Zürich-Schwamendingen
Karl Stokar, Pfarrer, Zürich

Bilder:

Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich
Jürg Hanser, Ausgrabungstechniker, BAZ
Dorothea Hess, Fotografin, Zürich-Schwamendingen
Hochbauamt des Kantons Zürich
Ortsmuseum Schwamendingen
Reformierte Kirchgemeinde Schwamendingen
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
Zentralbibliothek, Zürich

Titelfoto:

Aus dem Kalender mit Stadtkirchen des Vereines «Fünf vor zwölf». Fotografie von Walter Allenpach, Winterthur, und Hans Walder, Zürich.

Fundzeichnungen:

Armin Mathis, Ausgrabungstechniker BAZ

Redaktion und Gestaltung:

1. Auflage: Walter Baumann und Martin Gross

2. Auflage: Ernst Bühler und Roland Munz

Satz:

Hardrom.ch media, Zürich-Schwamendingen

Druck:

Sihldruck AG, Zürich

Herausgeber

1. Auflage

Dezember 1977

Reformierte Kirchgemeinde Schwamendingen in
Zusammenarbeit mit dem Verein zur Förderung der
Erwachsenenbildung Zürich 11/12

2. Auflage

April 2006

Reformierte Kirchgemeinde Schwamendingen
Stettbachstrasse 58
8051 Zürich

Titelfoto:
Bild von Walter Allenpach und Hans Walder
aus dem Kalender mit Stadtkirchen des Vereines
«Fünf vor zwölf».

Herausgeberin:
Reformierte Kirchgemeinde Schwamendingen
Stettbachstrasse 58
8051 Zürich
April 2006.